

Reise Kaliningrad und Umgebung

17. – 28.04.2019

2019-04-17

Das erste, was mir in Kaliningrad auffällt, ist ein „nordisches Licht“. Obwohl bereits später Nachmittag, scheint die Sonne auf eine Art, wie ich es oft in Norwegen und Schweden erlebt habe: das Licht ist klar, alles erscheint in „kristallinen“ Farben, mit harten Schatten.



Foto: Mechthild Wilhelmi¹

Auf der Fahrt vom Flughafen in die Stadt lernen wir Tatjana kennen, die uns die nächsten 11 Tage begleiten wird. Sie stellt gleich klar, dass Kaliningrad incl. Umland von Russen als „Insel“ gesehen wird. Russland ist das Mutterland (= bolschaja semlja Rossija). Das hat sowohl Vor- als auch Nachteile, zumal es keine gemeinsame Grenze gibt. Das Kaliningrader Gebiet grenzt an Litauen und Polen, beide gehören der EU an, Russland hingegen nicht. In der gesamten Region leben knapp eine Million (gemeldete) Einwohner. Pro Jahr kommen ca. 5 bis 6 Tausend hinzu: „Gastarbeiter“, vorwiegend aus Tadshikistan und Usbekistan, sowie „Klimaflüchtlinge“ aus dem Norden und dem Osten Russlands.

Tatjana bezeichnet uns die unterschiedlichsten Wohnhäuser, an denen wir vorüberkommen:

- Als teuer geltende Stadtvillen, in denen eine Eigentumswohnung mehr als 1,5 TEUR / qm kostet;
- Plattenbauten („Arbeiter-Wohnregale“ umgangssprachlich in der DDR), in denen Eigentumswohnungen für 500 bis 600 EUR / qm verkauft werden;
- Drei sogenannte „Dickwänster“, ehemalige Blocks mit Wohnungen für Wehrmachtsoffiziere, erbaut 1935;
- Daneben Kasernen für Soldaten, ebenfalls erbaut 1935 (mit Wieder-Einführung der Wehrpflicht in Deutschland);
- Schließlich die „Chruschtschowkas“: „Chruschtschowka ... ist eine in Russland und anderen Nachfolgestaaten der Sowjetunion geläufige umgangssprachliche Bezeichnung für einen meist in den 1960er oder 1970er Jahren errichteten fünfstöckigen Plattenbau. Einst wurden solche Mietshäuser auf Gutheißes Nikita Chruschtschows (daher der Name) für das einfache Volk in Städten und Siedlungen städtischen Typs massenweise errichtet, um Wohnungsknappheit möglichst kostensparend und schnell zu beseitigen. ...“ (Wikipedia, 2019-05-10)

Etlliche der besonders heruntergekommenen Chruschtschowkas an Hauptstraßen wurden mit vorgebauten z.T. architektonisch raffinierten Fassaden aufgehübscht, jedoch ohne den mittlerweile mangelhaften Komfort der dahinterliegenden Wohnungen zu heben. (→ Potjomkin lässt grüßen)

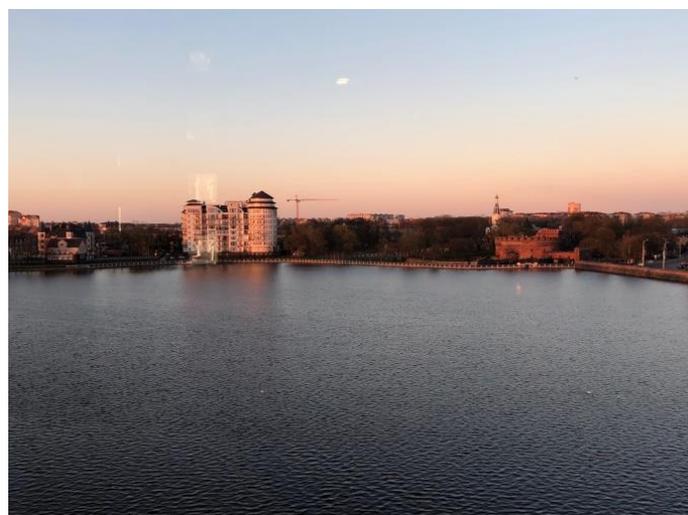
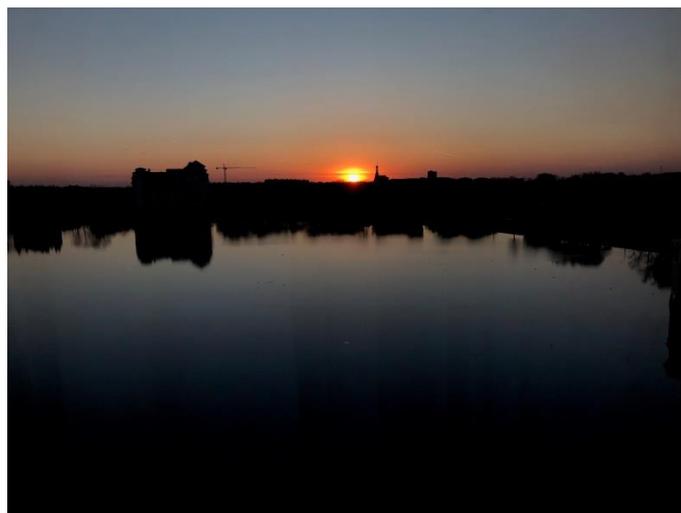
¹ Alle Fotos im Bericht sind urheberrechtlich geschützt. Urheber: Mechthild Wilhelmi

Wir checken ein im 4-Sterne-Hotel „Mercure“, zentral und malerisch gelegen am Oberteich und 2018 anlässlich der Fußballweltmeisterschaft für internationale Gäste eröffnet.

2019-04-18 Kaliningrad „Hotel Mercure“



Bei Sonnenaufgang habe ich einen traumhaften Blick aus meinem Bett über den Oberteich.



Besonders interessant ist, wie in der Morgendämmerung das gegenüberliegende Ufer durch die Straßenbeleuchtung belebt wird. Punkt 5.00 Uhr wird sie ausgeschaltet, wenige Minuten später wirkt dasselbe Motiv vergleichsweise „tot“.

Im Konferenzraum eines anderen Hotels („Tourist“) hält Gerfried Horst, der Vorsitzende der Gesellschaft, vor unserer Gruppe (ca. 40 Personen) einen Einführungsvortrag zur aktuellen Kant-Reise. Er hat sich viel Mühe gemacht, ist voller Verehrung für die Person und die unprätentiös-asketische Lebensführung Kants.

Andrej Portnjagin, langjähriger Leiter des Deutsch-Russischen Hauses in Kaliningrad, gibt uns im Rahmen seiner Einführung zur nachfolgenden Stadtrundfahrt interessante Informationen, die nicht im Reiseführer stehen:

- Das „Königsberger Brückenproblem“:
„... ist eine mathematische Fragestellung des frühen 18. Jahrhunderts, die anhand der sieben Königsberger Pregelbrücken illustriert wurde. ... Königsberg wird durch den Pregel und seine beiden Inseln geteilt. Die beiden Stadthälften waren durch je drei Brücken mit den Inseln verbunden, die untereinander durch eine weitere Brücke verbunden waren. ... Die Frage war, ob es einen Weg gibt, bei dem man alle sieben Brücken genau einmal überquert, und wenn ja, ob auch ein Rundweg möglich sei, bei dem man wieder zum Ausgangspunkt gelangt. Leonhard Euler bewies 1736, dass ein solcher Weg bzw. ‚Eulerscher Weg‘ in Königsberg nicht möglich war, da zu allen vier Ufergebieten bzw. Inseln eine ungerade Zahl von Brücken führte. ... Durch Kriegseinwirkungen und Umbauten nach 1945 ist die ursprüngliche Situation im heutigen Kaliningrad nicht mehr gegeben. Zwei der zur Insel Kneiphof führenden Brücken existieren nicht mehr. ...“ (Wikipedia, 2019-05-11).
- Das Schiller-Denkmal:
„... Ein Hafenarbeiter soll für das Denkmal Modell gestanden haben. Es wurde 1910 ... im damaligen Königsberg eingeweiht. ... In der Schlacht um Königsberg soll es verschont worden sein, weil ein unbekannter Rotarmist der Statue ein Schild mit der russischen Aufschrift um den Hals hängte: ‚Nicht schießen, es ist ein Dichter.‘ (ebenda).

Ich bin gespannt.

Tatjana und Andrej kommentieren dann abwechselnd bei unserer insgesamt fast fünfstündigen Stadterkundung (mit Bus und zu Fuß).

„Das Gebiet Kaliningrads gilt als seit 3000 v.Chr. besiedelt. In Chroniken sowie archäologisch bezeugt ist die prußische Burg Twangtse, in deren Nähe ein Ankerplatz am Pregel lag. Der Deutsche Orden begann 1231 mit der Eroberung des von Preußen bewohnten Landes. Im Jahr 1242 gründeten Lübecker Kaufleute einen Handelsstützpunkt am Ankerplatz. Die Streitmacht des Ordens erreichte das Samland im Sommer 1255. An einer exponierten Stelle am Pregel errichtete der Orden eine Burg namens Conigsberg zu Ehren des prominentesten Heerführers, des Königs Ottokar II. Premysl von Böhmen. Damit begann die rund 700 Jahre lange Geschichte der Stadt Königsberg. ... Königsberg wurde 1525 Hauptstadt im Herzogtum Preußen und war 1701 Ort der Königskrönung Friedrichs III. von Brandenburg und damit bis 1918 dritte Residenzstadt der preußischen Monarchie. Ein bedeutendes spätmittelalterliches Bauwerk ist der Königsberger Dom. ...

Im Zweiten Weltkrieg blieb Königsberg aufgrund seiner abgelegenen Lage im äußersten Nordosten Deutschlands lange Zeit von den Kriegseinwirkungen verschont, bis es Ende August 1944 durch britische Luftangriffe schwerste Zerstörungen erlitt. Wenige Wochen vor Ende des Krieges ergaben sich nach der Schlacht um Königsberg, in der die Stadt zur ‚Festung‘ erklärt worden war, die deutschen Truppen unter General Otto Lasch am 9. April 1945 der Roten Armee. Der historische Stadtkern bestand nahezu vollständig aus Ruinen, darunter der Dom, das Schloss, sämtliche Kirchen der Innenstadt, die alte und die neue Universität sowie das alte Speicherviertel. ...

Gemäß Potsdamer Abkommen wurde der nördliche Teil der deutschen Provinz Ostpreußen (das heutige Kaliningrader Gebiet) mit der Provinz Königsberg (seit 1946 Kaliningrad) bis zu einer endgültigen territorialen Festlegung durch eine gesamtdeutsche Friedensregelung unter sowjetische Verwaltung gestellt. Josef Stalin machte jedoch klar, dass die Sowjetunion den nördlichen Teil der ehemaligen Provinz Ostpreußen mit Verweis auf den propagierten ‚urslawischen Boden‘ und der Begründung, dass Russland keine eisfreien Häfen zur Ostsee habe, annekieren werde. Die Annexion erfolgte am 17. Oktober 1945, die Eingliederung in die Russische Sowjetrepublik am 7. April 1946.

Am 4. Juli 1946 wurde die Stadt in Kaliningrad umbenannt, nach dem kurz zuvor verstorbenen Präsidenten der UdSSR Michail Iwanowitsch Kalinin. Die Umbenennungskampagne für die sonstigen Ortschaften des Kaliningrader Gebietes fand dagegen erst im Herbst 1947 statt.

Für die verbliebene deutsche Bevölkerung (ca. 25.000 Menschen) bestand zunächst ein Ausreiseverbot. Ihre Aussiedlung begann erst auf Befehl Stalins vom 11. Oktober 1947. Zwei Jahre zuvor hatte eine solche Maßnahme keineswegs festgestanden, schon weil die sowjetische Seite nicht mit einer nennenswerten Zahl zurückgebliebener Deutscher gerechnet hatte. Die örtlichen Behörden scheinen auch mit der Möglichkeit geplant zu haben, dass die Deutschen als nützliche Arbeitskräfte in die Sowjetunion eingebürgert werden könnten. Die plötzliche Zunahme von Ausreiseanträgen im Sommer 1947 kam jedenfalls überraschend, bevor Stalin die endgültige Aussiedlung in die Sowjetische Besatzungszone anordnete.

Seit den 1950er Jahren wurde Kaliningrad als militärisches Sperrgebiet abgeschottet. Es sollte eine sowjetische Musterstadt werden. 1969 wurden die Überreste des völlig zerstörten Königsberger Schlosses durch Sprengung beseitigt. Das Haus der Räte (*Dom Sowjetow*), das neben dem Standort des ehemaligen Schlosses errichtet wurde, blieb bis heute aufgrund von statischen Problemen eine Bauruine. Die Ruinen der ehemaligen Königsberger Innenstadt wurden in den Nachkriegsjahren großflächig abgeräumt Bis 1992 war Kaliningrad für westliche Besucher schwer erreichbar. Ab 1990 begann unter offizieller Förderung eine Rückbesinnung auf die fast 700-jährige deutsche Vergangenheit der Stadt.

...

Als Resultat der Unabhängigkeit der baltischen Staaten wurde das Gebiet zur russischen Exklave und die Stadt Kaliningrad zu deren Zentrum. Viele Russen aus den baltischen Staaten oder aus anderen ehemaligen Sowjetrepubliken, wo sie nun im Gegensatz zu früher eine Minderheit geworden waren, haben sich seit 1992 in Kaliningrad angesiedelt. Auch viele Russlanddeutsche, die in der Stalin-Zeit in die asiatischen Teile der Sowjetunion verschleppt worden waren, siedelten sich mit ihren oft russischen bzw. nichtdeutschen Familienangehörigen an, meist jedoch, um von hier aus weiter nach Deutschland auszuwandern.

Im Zuge des 750. Stadtjubiläums am 1. Juli 2005 wurden etliche Baumaßnahmen in der Stadt durchgeführt. ... Die Gelder für diese Bauvorhaben stammen von privaten Investoren und Firmen, auch aus Moskau, und es wurden daneben auch Staatsgelder verwendet.“ (Wikipedia, 2019-05-12).

Ca. 400.000 Einwohner gebe es heute offiziell in der Stadt, hinzu kämen rund 200.000 „zusätzliche“, wie Tatjana es nennt, vorwiegend Studierende und „Arbeitende auf Montage“ (damit dürften Wanderarbeiter gemeint sein, die als Arbeitsmigranten vorwiegend aus Tadshikistan und anderen ehemaligen zentralasiatischen Sowjetrepubliken in Russland Jobs auf Zeit annehmen, vgl. ARD „Weltspiegel“ vom 10.6.2018).

Viele dieser Arbeitsmigranten waren wohl auch beim Bau des Kaliningrader Stadions („Arena Baltika“) eingesetzt: „Die Anlage war einer der Austragungsorte der Fußballweltmeisterschaft

2018 Der Bau erfolgte ... auf der Pregel-Insel Lomse. Für den Bau wurden ... umfangreiche geologische und bautechnische Untersuchungen auf dem vorgesehenen Terrain durchgeführt. ... für die Bauarbeiten zur zusätzlichen Befestigung des Untergrunds (war) ein Bodenaustausch mit dem Kaliningrader Seeschiffahrtskanal nötig ... Der gesamte Bauplatz (musste) darüber hinaus befestigt werden Am Beginn der Bauarbeiten im September 2015 wurden 12.000 Pfeiler in den Boden gesetzt, um den Bau zu stützen.“ (Wikipedia, 2019-05-15)

Das Stadion wurde für 35.000 Zuschauer gebaut und planmäßig nach der WM auf eine Kapazität von 25.000 reduziert.



Aus verschiedenen Perspektiven nicht zu übersehen - das Haus der Räte (Dom Sowjetow).

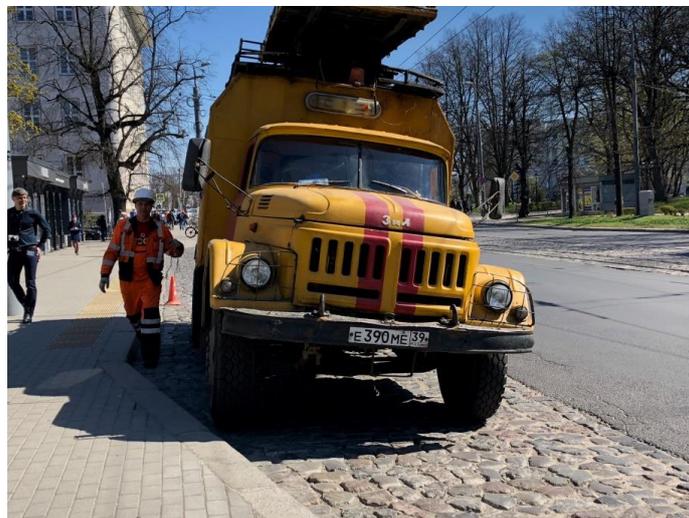


„Das in den 1970er Jahren erbaute, aber nicht fertiggestellte Hochhaus befindet sich ... im Bereich der früheren Königsberger Altstadt an der Stelle des ehemaligen Burggrabens. Ursprünglich sollten die Stadt- und Oblastverwaltung, d.h. die Räte (Sowjets) in dieses Haus einziehen.

1967 wurde die Ruine des Königsberger Schlosses, in deren Keller sich womöglich das Bernsteinzimmer befand, auf Befehl Breschnjews gesprengt. Dies führte eventuell zur Auflockerung des Untergrundes, der an dieser Stelle nicht fest genug war für das im Bau

befindliche 16-stöckige Hochhaus. Die sich daraus ergebenden statischen Probleme führten in den 1970er Jahren zur Einstellung der Bauarbeiten. Das Rätehaus blieb eine Bauruine. Mittlerweile gilt es in seinem unfertigen Zustand als Wahrzeichen der nach den schweren Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges neu aufgebauten Stadt, oder – je nach Ansicht – für das Scheitern der Sowjetunion. Im Volksmund wurde das Absacken des Gebäudes mitunter auch als ‚Rache der Preußen‘ bezeichnet.“ (Wikipedia, 2019-05-15)

Bei einem Rundgang zu Fuß fällt mir am Straßenrand ein alter „SIL“ auf: Der Lkw hat Spezialaufbauten, Arbeiter warten mit ihm die Oberleitung der Straßenbahn. Als ich sie auf das Auto anspreche, meinen sie, es sei 80 Jahre alt. Auf der Motorhaube steht jedoch „SIL“, sie muss entweder ausgetauscht worden sein, oder der Lkw ist frühestens 1956 gebaut worden. Wie auch immer, die Arbeiter sind stolz darauf, wie zuverlässig er seinen Dienst tut, einer von ihnen lässt sich pfeifig grinsend fotografieren und zeigt stolz sein rotes(!) T-Shirt mit der Aufschrift „СССР“ (UdSSR) sowie Hammer und Sichel, den Symbolen der ehemaligen Sowjetunion. Schade, dass wir als Gruppe weitermüssen, ich hätte gerne noch mit den Arbeitern gesprochen.



Denn der uns begleitende Foto-/Video-Profi hat ein lohnendes Hintergrund-Motiv ausgewählt, vor dem wir uns als Gruppe positionieren.



„Die Kämpfenden Wisente sind eine Großskulptur des deutschen Bildhauers August Gaul ..., die 1912 in Königsberg ... aufgestellt wurde.

Der der Berliner Secession angehörende Akademieprofessor ... galt als der bekannteste Tierbildhauer seiner Zeit. Die beiden in Bronzeguss ausgeführten Figuren ... waren ursprünglich für das Fürstbischöfliche Schloss in Münster gedacht. Nachdem sie dort abgelehnt wurden, schenkte sie der preußische Kultusminister der Stadt Königsberg. Sie wurden als Brunnenkulptur vor dem zukünftigen Land- und Amtsgericht ... aufgestellt und sind bis heute eines der bekanntesten Monumente der Stadt. Im Volksmund wurden sie ‚Staatsanwalt und Verteidiger‘ genannt, Gaul selbst nannte sie ‚Kämpfende Auerochsen‘. Die realistische Darstellung hat das Skulpturenensemble in Königsberg vor der Zerstörung bewahrt.“ (Wikipedia, 2019-05-13)

Das Wasserbecken davor ist ca. 1,40 m tief und noch leer. Mit mehr oder weniger Mühe und Eleganz steigen wir runter, lassen uns fotografieren und klettern wieder rauf. Nun ja.

Wir machen einen kurzen Abstecher ins Marzipan-Museum, das sich im Brandenburger Tor befindet.



Im obligatorischen Shop gibt es eine klare Zweiteilung der Produkte und eine Reise-Gruppe wild schnatternder russischer Touristinnen mit interessantem Kaufverhalten: Die Vitrine mit Produkten von Niederegger Marzipan (Import aus Lübeck) wird von den Russinnen geradezu leergekauft. Daneben stehen zwei Vitrinen mit Königsberger Marzipan, das die Touristinnen verschmähen. Ich nehme für B. Königsberger Marzipankartoffeln mit. Die schmecken so gut, dass es doppelt so viele hätten sein können.

Wir nähern uns einem vorläufigen Höhepunkt der Kant-Reise, dem Kant-Denkmal.

„Mit zwei Ausnahmen (Schiller-Denkmal und Kämpfende Wisente) wurden alle Denkmäler des früheren Königsberg im Verlauf des Zweiten Weltkrieges und danach zerstört oder gingen anderweitig verloren. ...

Am 18. Oktober 1864 wurde am Kantberg hinter Kants Garten ... das Kant-Denkmal von Christian Rauch aufgestellt. ... 1885 ... (wurde) das Standbild ... auf dem Paradeplatz südwestlich von der Universität neu errichtet. Dort blieb das Denkmal bis in die letzten Monate des Zweiten Weltkrieges. Der Kulturbetreuer von Königsberg sorgte sich um das wertvolle Denkmal und bat Gräfin Marion Dönhoff, es sicher zu verstecken. Daraufhin wurde es im Park von Schloss Friedrichstein, dem 20 km entfernten Stammsitz der Dönhoffs, aufgestellt und vor Ankunft der Roten Armee vergraben. Als man es 1947 zurückbringen wollte, wurde es trotz intensiver Suche nicht wiedergefunden. Der Gräfin, der ZEIT-Stiftung und Friedrich Wilhelm Christians (*Bankier, Düsseldorf, Vorstand, später Aufsichtsratsvorsitzender der Deutschen Bank; S.W. nach Wikipedia*) ist die Replik zu verdanken, die vom Bildhauer Harald Haacke (*deutscher Bildhauer und Medailleur, Berlin,*

auf Nachschöpfungen im Dienst der Denkmalpflege spezialisiert; S.W. nach Wikipedia) geschaffen wurde. Der alte Sockel war noch vorhanden und hatte zwischenzeitlich einer Büste Ernst Thälmanns gedient. Am 27. Juni 1992 schließlich wurde im Rahmen einer Zusammenkunft einiger deutscher und russischer Kantianer das neue Denkmal gegenüber seinem alten Platz ... aufgestellt.“ (Wikipedia, 2019-05-13).

Tatjana gibt sich Mühe, der Gruppe die historische Entwicklung nahezubringen, aber ich kapiere die Zusammenhänge erst im Nachhinein. Viele aus der Gruppe sind uninteressiert, wahrscheinlich weil sie das Kant-Denkmal bereits viele Male gesehen und dessen Geschichte gehört haben. Auch hier versammelt unser Fotograf uns licht- und motivgünstig vor dem Denkmal zum Gruppenbild.



Gegen Abend ist unsere Gruppe zu Gast beim diesjährigen Abschlusskonzert der Absolventen des Rachmaninow-Kollegs.



Das Vereinsmitglied Sebastian Töttcher, in Berlin und Hamburg lebender Cellist, leitet am „Kaliningrader Gebiets-Musik-Kolleg namens S. W. Rachmaninow“ eine Meisterklasse. So kommen wir alle zu der ehrenvollen Einladung. In einem großen Konzertsaal sind für uns vordere Sitzreihen reserviert. Der Saal ist voll besetzt mit Angehörigen und Freunden der Akteure des Abends. Schräg hinter mir sitzt eine apfelbäckige alte Frau, die freudige

Erwartung ausstrahlt. Sie sieht aus, als habe sie ihr mindestens 50 Jahre altes (und herrlich unmodernes) Feiertagskleid aus den Tiefen einer (Bauern-) Truhe hervorgeholt.

In rascher Folge treten die jungen Musiker, Sänger und Tänzer auf, inhaltliche Zusammenhänge zwischen den einzelnen Darbietungen kann ich nicht erkennen. Das erinnert mich an „Estradenprogramme“ sowjetischer Machart. Mir fällt auf, dass einige der jungen Leute mit Begeisterung dabei sind, andere hingegen scheinen sich auf der Bühne höchst unwohl zu fühlen und froh zu sein, als ihr Part geschafft ist.

Zwischen den Darbietungen betritt ein regionaler Politiker („Funktionär“?) die Bühne und hebt nach einem Grußwort der Gebiets- und Stadtregierung an zu einer Rede, die außer viel National-Pathos wenig Substanz hat, viel zu lang ist (selbst die Einheimischen im Saal werden unruhig) und mich ebenfalls sehr an Sowjetzeiten erinnert: „Schafft Euch Eure eigenen Helden, Ihr könnt alles erreichen, die Zukunft steht Euch offen!“

2019-04-19 (Karfreitag) Kaliningrad „Hotel Mercure“

Wieder frühstücken wir bei herrlichem Sonnenschein mit Blick auf den Oberteich.

Heute ist der „Konferenztag“ der Reise. Wir fahren zur ehemaligen Königsberger Stadthalle, dem heutigen Kaliningrader Gebietsmuseum.



Marie-Anne Mersch (Luxemburg/Bordeaux) hat 2016 an der Uni Bordeaux mit einer Arbeit über die Freimaurerei promoviert, woraus sie uns „Die Bedeutung der Freimaurerei im Königsberg des 18. Jahrhunderts“ darstellt.



Für mich besonders interessant:

- Königsberg war damals Mittelpunkt der Freimaurerei im östlichen Europa (Deutschland, Russland);
- An den Tischgesellschaften Kants haben über die Jahre hinweg ca. 25 Freimaurer teilgenommen.
- Es gab drei „verfeindete“ Logen, deren Mitglieder sich jedoch in der Öffentlichkeit „normal“ zueinander verhielten, so auch im Hause Kant.
- Mitglieder von Freimaurerlogen waren Bürger, Soldaten, Offiziere, Buchhändler, Kriegsgefangene (?), nur wenige Adlige;
- Eine direkte Stellungnahme Kants zur Freimaurerei sei nicht überliefert. Hypothetisch lasse sich ableiten, dass sie ihm bekannt gewesen sein müsse, er sich jedoch bewusst nicht habe positionieren wollen.
- Freimaurer gab es in Königsberg bis 1933 (incl. Mitgliederwerbung per Zeitungsannonce), danach wurden deren Aktionsmöglichkeiten beschnitten. Ab August 1935 war Freimaurerei in Deutschland verboten.

Iwan Chechot (St. Petersburg), Kunsthistoriker an der dortigen Uni, spricht über die Ikonografie Kants.

Er geht der Frage nach, welche Rückschlüsse aus unterschiedlichsten bildlichen (Porträt-) Darstellungen Kants auf dessen Persönlichkeit möglich seien.

Unter verschiedenen Aspekten hat Chechot unzählige Abbildungen, Grafiken, Fotos von Reliefs und Statuen zusammengetragen. Fazit: Man könne nur das als „Erkenntnis“ ableiten, was zuvor als Annahme gestaltend zugrundegelegt worden sei. Dies wiederum hänge u.a. ab vom Künstler, dem Adressatenkreis, den gesellschaftlich akzeptierten Werten.

In der Kategorie „Pop-Art und Kitsch“ vermisse ich eine Scheußlichkeits-Matrjoschka mit Kant-Porträt ...

Alexej Krouglow (Moskau), Philosoph an der dortigen Russischen Staatlichen Geisteswissenschaftlichen Uni, spricht zu der Frage: „Was wusste Kant von Russland und den Russen?“



Er hat akribisch Unmengen von Kant-Äußerungen zusammengetragen, die einander z.T. grundsätzlich widersprechen. Kant war zwar 4,5 Jahre lang russischer Untertan, seine Äußerungen über Russen sind jedoch ebenso schablonenhaft wie z.B. die über Turkvölker, Polen, Franzosen. Er hat offensichtlich ungeprüft die Berichte (und Vorurteile) seiner Gesprächspartner übernommen. Somit ist es nicht verwunderlich, dass Kants Ansichten zu Russen jahres- oder gar semesterweise schwankten.

Mir fehlt in der Darstellung Krouglows als roter Faden sein eigener Standpunkt als Wissenschaftler, der das erhobene Material in Zusammenhänge stellt.

Wladimir Gilmanow (Kaliningrad), Philosoph an der Immanuel-Kant-Universität, spricht zur „Bedeutung von Kants erstem Werk ‚Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte‘“. Da ich dieses Werk nicht kenne, versuche ich erst gar nicht, die Argumentation Gilmanows nachzuzeichnen.

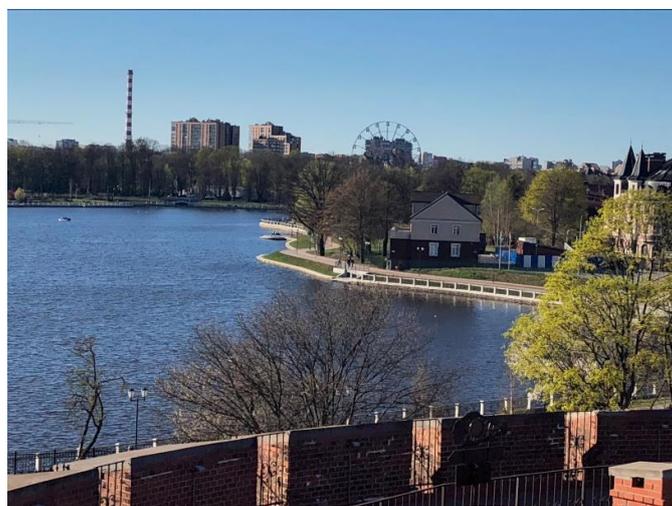
Es hat mir Spaß gemacht, den klugen Gedanken Gilmanows zu folgen. Seinen Vortrag fand ich klar strukturiert, die Argumentation nachvollziehbar, und selbst das „storytelling“ seiner Ausführungen empfand ich als gelungen und sogar unterhaltsam. Das zu erreichen, stelle ich mir ziemlich schwierig vor – bei diesem Thema!

Danach tut es gut, bei einem Spaziergang am Schlossteich den Kopf auszulüften, frische Luft zu atmen, Sonne und Frühling im Hier und Jetzt zu spüren.

Wir besichtigen das Bernsteinmuseum und besteigen den Dohna-Turm.



Von dort ist die Sicht über Oberteich und Stadt so gut, dass ich etliche Punkte unserer Stadtbesichtigung vom Vortag wiedererkenne.



2019-04-20 Kaliningrad „Hotel Mercure“

Wir fahren erstmals ins Kaliningrader Gebiet (= die Kaliningraderskaja Oblast), heute ca. 60 km in Richtung Osten.

Das ist eine gute Gelegenheit für Tatjana, uns einige Informationen zu geben:

- Kaliningrader nennen ihre Stadt selbst „Kenig“, vor allem junge Leute.
- Mit „Koffermentalität“ charakterisiert man hier Menschen, die aus dem „Mutterland“ kommen und weiter nach Westen (aussiedeln) wollen.
- Die zulässige Höchstgeschwindigkeit beträgt auf Autobahnen 110 km/h, auf Landstraßen 90 km/h.
- Auf der Autobahn sind Radfahrer auf dem Standstreifen unterwegs: ist das erlaubt? „Alles was verboten ist in Russland, davon ist immer ein bisschen erlaubt“, erklärt Tatjana.
- Nördlich der Autobahn arbeiten Erdöl-Förderpumpen, die etliche von uns hier nicht erwartet hätten: In 2.000 m Tiefe gibt es Erdölfelder, deren Ausbeute allerdings gering ist und in Raffinerien verschickt wird.



- Ein Liter 95er Benzin kostet rund 47 RUB (= 0,65 EUR).
- Südlich der Autobahn sehen wir eingedeichte Poldergebiete. Ehemalige Kanäle innerhalb der Polder sind überwuchert. „Die Neusiedler nach 1945 wussten damit nichts anzufangen“, erläutert Tatjana.
- In Russland herrscht Wehrpflicht für alle Männer: ab 18 Jahre, für 12 Monate.
- Wir fahren auf der ehemaligen Reichsstraße Nr. 1 (1934-1945), die auf einer Länge von 1.392 km von der niederländischen Grenze nahe Aachen bis an die heutige litauische Grenze führte.
- In fast allen Dörfern sind bewohnte Storchennester zu sehen, oft mehrere in einem Ort.

Ein kurzer Abstecher nach Tapiau (= Gwardejsk, benannt nach der 17. Garde der Roten Armee, die hier 1944/45 kämpfte) führt uns zum Geburtshaus von Lovis Corinth, der 1858 hier geboren wurde.

Wir fahren weiter nach Wessjolowka (= fröhliches Dorf): „ (... bis 1938 deutsch ‚Judtschen‘, 1938-1946 ‚Kanthausen‘) ist ein Dorf im Rajon Tschernjachowsk (= ehem. *Insterburg*, S.W.) der Oblast Kaliningrad In Judtschen lebte von 1747 bis 1750 der junge Immanuel Kant als ‚Studiosus philosophiae‘ beim Pastor ... und beim Schulmeister ... als Hauslehrer für

deren Söhne. Kant war auch Taufpate für zwei Kinder aus Judtschen.“ (Wikipedia, 2019-05-15).

Das ehemalige Pfarrhaus (2013 noch eine Ruine, nach Berichten lokaler Medien von Asozialen und Obdachlosen bewohnt) ist nach über 20 Jahre währenden vergeblichen Bemühungen ab August 2015 infolge eines Putin-Erlasses sowie der Bereitstellung von 46 Mio. Rubel aus der „Präsidentenreserve“ wieder aufgebaut worden. Auslöser für dieses unerwartete Engagement war im Frühjahr 2014 ein Graffito an der Außenwand des Hauses gewesen: „Kant ist ein Trottel“ (= Kant Loch). Das erregte nicht nur regionales Aufsehen, sondern wurde als Foto in den sozialen Medien verbreitet und auch außerhalb Russlands entsprechend kommentiert. (vgl.: <https://de.sputniknews.com/panorama/20160802311917639-kaliningrad-kant-haus-restauration/>; sowie Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung v. 17.05.2015).

Im wiederaufgebauten Pfarrhaus befindet sich ein Kant-Museum.



Heute bilden die „Freunde Kants und Königsbergs“ (= unsere Gruppe) den passenden Rahmen für die feierliche Eröffnung des Kant-Museums. Die wird ganz nach sowjetischem Vorbild zelebriert: mit wichtigen Gästen und viel Pathos. Lokale und regionale Kulturfunktionärinnen sind da (auf die Ankunft der „höchsten“ wird gewartet).

Derweil begucke ich mir die nähere Umgebung des ehemaligen Pfarrhauses. Auf dem kleinen Parkplatz gegenüber ist ein Sicherheitsdienst postiert (Pkw + 2 Mann), der genauestens im Blick behält, wie wir 40 jetzt in alle Richtungen ausschwärmen. Junge Leute hantieren mit einer Drohne. Ich halte sie für Dorfbewohner, spreche sie an: Sie haben den Auftrag, für lokale Medien die bevorstehende feierliche Eröffnung per Video zu dokumentieren. Am interessantesten finde ich den Dorffriedhof auf der anderen Straßenseite: jedes Grab ist mit einem hüfthohen Metallzaun umgeben, der Grabschmuck besteht aus Kunstblumen, in den meisten Gräbern sind Kriegsopfer bestattet.



Dann endlich rauscht der schwarze SUV aus Kaliningrad heran, und es kann losgehen. Die kleine Freitreppe des Pfarrhauses wird zur Bühne, Mikrofon und Lautsprecher sind erfolgreich durch den Soundcheck gegangen, die Drohne für Ton- und Video-Aufnahmen ist bereit (unser Video-Dokumentarist incl. Mikrofonunterstützung ebenfalls). Die Damen der Kulturadministration(en) loben einander über den grünen Klee, jede beglückwünscht die andere überschwänglich zur Neueröffnung des Museums. Wie unser Vorstandsvorsitzender anschließend einige in Deutschland antiquarisch erworbene Ausstellungsexponate übergibt, wirkt hingegen unpräzise und sympathisch.

Ein Rundgang durchs Haus unter Führung der Museumsleiterin zeigt, dass noch viel geplant ist: europäische Jugendgruppen sollen sich zu Kant-Workshops zusammenfinden, im Dachgeschoss soll dazu eine Art Hostel betrieben werden. Ehemalige Nebengebäude des Pfarrhauses sollen zusätzlich wiederaufgebaut werden.

Zum Mittagessen fahren wir ins wenige Kilometer entfernte „Park-Hotel Engel“, offensichtlich einer der „Touristen-Hot-Spots“ (der einzige?) in der Gegend. Alles wirkt ländlich-rustikal, auf die Bedürfnisse westlicher Besucher zugeschnitten und von etwas verblichenem Charme. Offensichtlich sind öfter Deutsche hier, die Beschriftungen lassen darauf schließen.



Während der Weiterfahrt setzt sich Boris Worobjow im Bus neben mich. Er ist Vorstandsmitglied aus Kaliningrad, ich habe ihn auch schon mehrmals in Berlin getroffen. Laut seiner Visitenkarte ist er „Fremdenführer & Dolmetscher plus Personentransport mit VW Caddy (7-Sitzer)“. Als wir nahe Judtschen über eine alleegesäumte Landstraße fahren, meint er: „Alleebäume heißen bei uns ‚die letzten Wehrmachtssoldaten‘. Die Bäume sind alle noch von Deutschen gepflanzt worden, und häufig verunglückt heute jemand an ihnen bei einem Verkehrsunfall.“ Da sind wir rasch im Gespräch (→ Alleebäume in der Uckermark, Unfälle mit russischen Militärfahrzeugen in den 60ern, Russen in der Schorfheide, „Begegnungen“ mit russischen Soldaten).

Mittlerweile sind wir in Tschernjachowsk eingetroffen. Die Stadt (ca. 40.000 Einwohner) hieß bis 1946 Insterburg, nach der nahe dem Fluss Inster im 14. Jh. vom Deutschen Orden errichteten Burg.

Iwan Danilowitsch Tschernjachowski war Oberkommandierender in der Schlacht um Ostpreußen und zugleich der jüngste Armeegeneral, den es in der Roten Armee je gab. Er starb infolge Kampfeinwirkung (Granatsplitter) mit nur 38 Jahren in der Nähe von Insterburg. Ihm zu Ehren wurde die Stadt 1946 umbenannt.

2019-04-21 Kaliningrad „Hotel Mercure“

Heute geht's in westlicher Richtung, an die Ostsee. Wieder Zeit für Tatjana, uns interessante Informationen zu geben:

- In Kaliningrad sind aktuell nur Erdbestattungen möglich, Feuerbestattungen müssen über die nächstgelegenen Krematorien in Gdansk oder Minsk abgewickelt werden.
- Die durchschnittliche Lebenserwartung im Kaliningrader Gebiet betrage gegenwärtig 53 Jahre für Männer und 65 Jahre für Frauen. „Das ist heute aber schon viel mehr als zur Zeit vor Putin, weil die medizinische Versorgung deutlich verbessert wurde“, meint Tatjana.
- Landbesitz wurde nach der „Wende“ (also ab 1991) im Rahmen einer Bodenreform in genossenschaftlichen und privaten Besitz überführt. Ein Großteil des Privatbesitzes seien Kleinstflächen, die oft brach lägen oder zum Verkauf angeboten würden. Ausländer könnten prinzipiell kein Land erwerben, jedoch Pachtverträge mit Laufzeiten bis 43 Jahre abschließen.
- Die Miete für eine mittlere 2-Zimmer-Wohnung betrage ca. 3.000 RUB (ca. 42 EUR), die für eine 3-Zimmer-Wohnung ca. 5.000 RUB (ca. 70 EUR).
- Eine Busfahrt in Kaliningrad kostet 25 RUB (ca. 0,30 EUR). In jedem Bus gibt es eine Fahrkartenverkäuferin. (→ erinnert mich an „Frauenarbeitsplätze“, die zu DDR-Zeiten z.B. in der Reichsbahn extra geschaffen wurden ...)
- Lehrer haben zwar 41 Tage Urlaub im Jahr, werden aber mit ca. 300-400 EUR monatlich (ca. 25.000 RUB) schlecht bezahlt.
- Die Durchschnittstemperatur im Januar liegt bei ca. Minus 2 Grad, d.h. das Kurische und das Frische Haff frieren nicht mehr zu.
- Die Heizperiode (Fernwärmeversorgung) ist einheitlich für ganz Russland geregelt (= von Kaliningrad bis Wladiwostok): 16.10. bis 22.04.! *(Ich frage mich, ob die Mieter bewusst Lenins Geburtstag am 22.04. noch in warmen Wohnungen begehen sollen?)*

Wir fahren von Kaliningrad nach Pillau, heute Baltijsk, auf der „Straße des Lebens“:

„Winter 1945: Hunderttausende flüchten über die Ostsee. ... der Fluchtweg nach Westen ist abgeschnitten. ... Der einzige Ausweg ist nun die weiter nördlich gelegene Strecke Richtung Ostsee, ... nach Pillau ... Der kleine Ort verfügt über zahlreiche Hafenbecken und liegt 50 km westlich an der Einfahrt ins Frische Haff. Dort beginnt in den letzten Januartagen die umfangreichste Rettungsaktion von Menschen über See aller Zeiten. ... Der kleine Ort mit seinen 12.000 Einwohnern ist bald überfüllt. Nicht alle der zeitweise bis zu 75.000 hungernden und frierenden Flüchtlinge können ... untergebracht werden. Viele müssen im Freien übernachten. ... in Ostpreußen liegt hoher Schnee in diesen Januartagen. Das Thermometer fällt bis auf 25 Grad unter Null. ... Bis Mitte Februar werden über den Pillauer Hafen mehr als 200.000 Menschen abtransportiert, 50.000 Flüchtlinge setzen hier zur Frischen Nehrung über.“ (<https://www.ndr.de/kultur/geschichte/chronologie/Flucht-aus-Ostpreussen-im-Winter-1945,flucht228.html>)

„Insgesamt verließen von Ende Januar bis 18. April mehr als 450.000 Flüchtlinge mit Schiffen den Hafen von Pillau. Mit einsetzenden Häuserkämpfen in der Stadt am 24. April wurden die Hafenanlagen gesprengt.“ (Wikipedia, 2019-05-16)

Kurz vor Baltijsk passieren wir einen unbesetzten Kontrollposten. Tatjana erläutert, dass Stadt und Umgebung immer noch ein militärisch sensibles Gebiet seien, für das Nicht-Einwohner eine gesonderte Aufenthaltsgenehmigung bräuchten. Zwar werde dies oft nicht kontrolliert, aber sie habe für unsere Gruppe vorsorglich eine ausstellen lassen.

„Am 25. April 1945 wurde Pillau als letzte ostpreußische Stadt von der Roten Armee erobert und aufgrund der Festlegungen des Potsdamer Abkommens mit dem nördlichen Ostpreußen unter sowjetische Verwaltung gestellt. Pillau wurde am 27. November 1946 in Baltijsk umbenannt (Bedeutung etwa ‚Baltische Stadt‘ oder ‚Ostseestadt‘) und wurde der

Hauptstützpunkt der Baltischen Flotte. Die Einwohnerzahl der Stadt wurde 1944 bis 1947 durch Flucht und Vertreibung der deutschen Bevölkerung nahezu auf Null reduziert und stieg nur langsam wieder durch den Zuzug von Neubürgern aus Zentralrussland, der Gegend des heutigen Föderationskreises Wolga und Weißrusslands. Bis zum Zusammenbruch der Sowjetunion war Baltijsk ein sogar innerhalb des gesperrten Kaliningrader Gebietes besonders abgeschottetes militärisches Sperrgebiet. Dies lockerte sich erst allmählich nach der Öffnung der Oblast. ... Auch heute ist das Stadtgebiet Baltijsks noch nicht uneingeschränkt zugänglich" (ebenda).

Baltijsk ist heute die am weitesten westlich gelegene Stadt Russlands.

Die ehemalige Festung liegt auf einer Halbinsel und wurde bereits im 30jährigen Krieg (ca. 1630) von den Schweden ausgebaut. Heute ist hier das gut bewachte Hauptquartier der Baltischen Flotte. Wir dürfen nur von außen gucken, beobachtet von mehreren Videokameras und einem grimmig dreinschauenden blutjungen Wachposten. Diverse Zufahrtssperren auf dem schmalen Dammweg geben dem Ganzen einen martialischen Eindruck.



Wir gehen zum Leuchtturm und den Hafenanlagen: Etliche Marine-Schiffe liegen vor Anker, einige werden in Trockendocks „bearbeitet“.



Es gibt mehrere Hafenbecken, Slipanlagen, Kais. Überall „lungern“ Angler und Hobbyfischer herum, z.T. mit guter technischer Ausstattung.



Auch alle möglichen „Arbeiter“ (Hafen-?, Werft-?, Matrosen?) betrachten uns skeptisch, aber freundlich und reagieren auf unsere Grüße und Fragen. Der ehemalige Marktplatz ist leer, betonierte, wird an einer Seite durch eine Tribüne begrenzt und ist mit sowjetischen Parolen auf Betonportalen „geschmückt“ (z.B. „Proletarier aller Länder, vereinigt Euch“). Die riesige Fläche (ca. 200m x 200m) ist mit Bodenmarkierungen versehen und wirkt wie ein Truppenaufmarschplatz. Ca. 10 junge Männer in einheitlich schwarzer Kleidung verlieren sich auf dem Areal. Sie bewegen sich langsam und hantieren mit Gartengeräten und Besen. Ich gehe über den leeren Platz und erkenne beim Näherkommen, dass sie Arbeitsuniformen tragen und Gras aus den Ritzen zwischen den Betonplatten entfernen.



Ich spreche sie an und staune, dass sie offen und freundlich reagieren: Die jungen Männer sind „Bausoldaten“ (wie das in der DDR hieß), d.h. sie leisten Wehrdienst ohne Waffe. „Das ist unser Gewehr“, sagt einer der Jungs und schultert lachend seinen Spaten. Ich bin

beeindruckt, erzähle ihnen, dass ich sie gut verstehen kann und dass mein Sohn Zivildienst geleistet hat. Sie kommen nicht aus der näheren Umgebung, sondern aus Zentralrussland. Ihre Dienstzeit sei mit 12 Monaten genau so lang wie die der bewaffneten Wehrdienstleistenden.

Offensichtlich ist unsere Gesprächsgruppe „aufgefallen“, denn ein Militärjeep kommt quer über den Platz gebrast. Der Fahrer (höherer Dienstgrad, ordensgeschmückt) richtet streng eine (belanglose) Frage an die Soldaten. Sie reagieren respektvoll, und auch ich sage noch was Freundliches. Offensichtlich bin ich für harmlos befunden worden. Der Jeep braust davon, und nun nähern sich auch unsere Video-Experten der Gruppe.

Dass es in der Baltischen Flotte Wehrdienstleistende ohne Waffen gibt, hätte ich nicht für möglich gehalten. Trotz intensiver Recherche finde ich nichts dazu im Internet.

Wir fahren zur Kriegsgräberstätte Nordmole. Sie wird betrieben vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V., basierend auf dem 1992 vereinbarten deutsch-russischen Kriegsgräberabkommen. Bereits in den letzten Monaten des Zweiten Weltkrieges wurden hier knapp 7.500 Kriegstote bestattet. Seit 1997 wurden mehr als 12.000 Soldaten, Zivilisten, durch Verwundung oder auf der Flucht Verstorbene aus 24 Nationen zugebettet. Unter anderem haben auch 204 ans Meeresufer gespülte Opfer des Flüchtlingsschiffes „Wilhelm Gustloff“ eine würdige letzte Ruhestätte gefunden. (vgl.: https://www.volksbund.de/fileadmin/redaktion/BereichInfo/BereichInformationsmaterial/KGS/Themenhefte/Pillau-Baltiysk_D_2013.pdf)

In Baltijsk besteigen wir ein Fahrgastschiff, das uns durch Haff und Pregel nach Kaliningrad zurückbringt.



Kurz vor dem Ablegen erscheint eine ‚wichtig‘ aussehende Uniformierte, der Tatjana die Genehmigung vorlegen muss, dass unsere Gruppe wirklich den Sperrbezirk betreten (und wieder verlassen) darf.

Vor Reiseantritt haben wir alle einen Textauszug aus der Kant-Biografie von Karl Vorländer (Immanuel Kant – Der Mann und das Werk, 1924, 3. Aufl., S. 141) erhalten, wonach Kant auf der Schifffahrt vom „Vorhafen“ Pillau bis nach Königsberg seekrank geworden sei. Wir hingegen haben ruhiges Wasser, Sonne und Wind. Über 3 Decks verteilt sich unsere Gruppe an Bord, es gibt viele Gelegenheiten für Gespräche mit wechselnden Partnern.

Zurück im Hotel gibt es am Abend einen weiteren Vortrag von Wladimir Gilmanow. Diesmal hat er selbst den Titel gewählt. „Spiele und Gespenster bei Kant“. Das hört sich

vielversprechend an. Was er dann zu sagen hat, wirkt auf mich jedoch wirr, unstrukturiert, ohne Ziel und Botschaft. Wahrscheinlich ist dieser Eindruck meiner nur rudimentär vorhandenen philosophischen Vorbildung und Neigung geschuldet. Denn nach dem Lesen der nachträglich von Gilmanow gefertigten schriftlichen Version seines Vortrags bleibe ich ebenso ratlos (<https://www.freunde-kants.com/gilmanov-spiele-gespenster>).

2019-04-22 Ostersonntag, 295. Geburtstag Kants, Kaliningrad „Hotel Mercure“

Wir nähern uns dem Höhepunkt der Kant-Reise, die Nervosität bei den (inhaltlich) Verantwortlichen steigt.

Am Vormittag besuchen wir das Kaliningrader Museum für bildende Künste im Gebäude der ehemaligen Königsberger Börse.



Von dort aus gehen wir zu Fuß auf die Dom-Insel (= Kant-Insel = ehemals Kneiphof-Insel) und nähern uns dem imposanten Bauwerk:

„Der Königsberger Dom (... Kenigsbergskij Sobor) ... ist ein Baudenkmal der Backsteingotik. Der Dom auf der Kneiphof-Insel war und ist wieder das bedeutendste historische Bauwerk ... der Stadt. ... Bei dem Luftangriff der Royal Air Force in der Nacht vom 29. auf den 30. August 1944 wurden die Dominsel, die weitere Innenstadt und angrenzende Bereiche unwiederbringlich zerstört. ... Mit der Perestroika wurden Diskussionen über die Zukunft des Königsberger Doms wiederbelebt. ... wurde 1993 mit Konservierungsarbeiten begonnen. 1995 wurden am Turm eine funkgesteuerte Uhr und vier Glocken angebracht. Die Glocken schlagen zu jeder vollen Stunde das Eingangsmotiv von Ludwig van Beethovens Fünfter Sinfonie. ... Im Oktober 1998 wurde der Dom wiedereröffnet.“ (Wikipedia, 2019-05-19)
Der Dom sieht für mich auch deshalb „sympathisch“ aus, weil sein äußerer Baukörper asymmetrisch ist. Wir besichtigen das im Dom befindliche Kant-Museum, später den eigentlichen Dom, das Hauptschiff.

Am Nachmittag findet dann der Festakt der Kant-Universität im Dom statt.



Ca. 300 geladene Gäste nehmen daran teil. Eingerahmt von zwei Orgelstücken hält Abdusalam Guseinov den Festvortrag zum Thema „Kant und die Ethik der Aufklärung“. Guseinov ist Professor für Moralphilosophie und Direktor eines philosophischen Instituts in Moskau. Im Internet finde ich, dass er bereits seit 1972 zu gewaltlosem Handeln „forscht“. Zitiert wird, er habe „...ein bedeutendes moralisches Grundprinzip (formuliert), die sogenannte ‚goldene Regel der Moral‘, in allgemeinverständlichen Worten ausgedrückt: ‚Tu anderen nichts an, wovon Du nicht willst, dass man es Dir antäte.‘ ... (Guseinov, 1972)“ (vgl. https://www.researchgate.net/scientific-contributions/2068857449_Abdusalam_A_Guseinov). Der gesamte Vortrag von fast anderthalb Stunden lässt mich völlig ratlos zurück. Kant ist mir nach wie vor fremd - wenn ich den Experten zuhöre. Ich empfinde langsam eine gewisse „Kant-Sättigung“.

Nichtsdestotrotz gehe ich brav mit, als nach dem Festakt alle am Grabmal Kants (gelegen an der westlichen Außenmauer des Doms) Blumen niederlegen. Plötzlich hat jede/r der Festgäste eine rote Nelke in der Hand – wieder fühle ich mich in Sowjetzeiten zurückversetzt.





Auch am Grab wird vorher eine (kurze!) Rede gehalten, jetzt von Leonard Kalinnikow. Er war jahrelang Professor am Lehrstuhl für Philosophie und Logik der hiesigen Kant-Universität, gilt als „Kant-Faktotum“ von Kaliningrad und vertritt sehr pragmatisch-diesseitige Ansichten: „Kant hat uns gelehrt, nur auf uns selbst zu hoffen.“ (vgl. SPIEGEL 6/2004, S. 116 f., <http://magazin.spiegel.de/EpubDelivery/spiegel/pdf/29847373>).

Anschließend spricht Gerfried Horst als Vorsitzender der Gesellschaft der „Freunde Kants und Königsbergs“ ein paar vorbereitete Sätze ins Mikrophon, was er charmant tut.

Am Abend findet im ehemaligen Preußischen Eichamt das feierliche Bohnenmahl statt.





Das „Bohnenmahl“ hat seinen Ursprung in der „Tischgesellschaft“ Kants. Diese wiederum basiert auf Kants Lebensgewohnheiten und seinem Tagesablauf.

„... Um 12 Uhr 45 begann die Tischgesellschaft. ... Pünktlich, mit dem Schlag eins der Glocke des Schlossturmes, betrat der Diener ... das Empfangszimmer und informierte die Gäste: ‚Die Suppe ist auf dem Tisch.‘ ... Einer der Grundsätze der Einladung war der: ‚Die Zahl der Eingeladenen darf nicht unter der Zahl der Grazien liegen und nicht über der Zahl der Musen, also nicht weniger als 3 und nicht mehr als 9. Und es waren in dieser Gesellschaft ... nie Frauen dabei, und bei den Gesprächen in dieser Tischgesellschaft ging es nie um Philosophie.‘

... Um die Tafelgespräche überdies vielseitig und interessant zu gestalten, wählte Kant die täglichen Tischfreunde aus den verschiedenen Altersstufen, die jedoch stets jünger als er selbst waren. Zu einigen seiner Lieblingsthemen gehörte das Etymologisieren von Wörtern, Zum Thema Gesundheit bzw. Krankheit wurde gerne der praktische Arzt William Motherby eingeladen.“ (Wikipedia, 2019-05-19)

...

„Dr. med. William Motherby, ... lud zum 22. April 1805 die 22 Teilnehmer der letzten Geburtstagsfeier bei Kant (am 22. April 1803) zu einem ‚Erinnerungsfeste‘ in Kants Wohnhaus ein. ... beschlossen die Freunde Kants, jedes Jahr am Geburtstag Kants zu einem Festmahl zusammenzukommen. Dieser Beschluss bildete den Gründungsakt der Vereinigung, die später den Namen ‚Gesellschaft der Freunde Kants‘ erhielt. Sie setzte in nie unterbrochener Tradition bis 1945 die die Tischgesellschaft Kants in Königsberg fort. ...

Wenn Tischfreunde durch Tod ausschieden, wurde die Zahl der Mitglieder durch Kooptierung ergänzt. Neue Mitglieder der Gesellschaft wurden nach dem Grundsatz ausgesucht, wie Kant selbst seine Tischfreunde wählte, nämlich dass ‚verschiedenste Stände und Berufsgruppen‘ vertreten sein sollten. ... Im Jahre 1814 schlug der Astronom Friedrich Wilhelm Bessel ... vor, denjenigen, der jeweils im nächsten Jahr die Rede halten sollte, durch eine silberne Bohne zu bestimmen, die in einem als Nachtmahl gereichten Kuchen versteckt wurde. So entstand die Tradition des ‚Bohnenkönigs‘ Die ‚Gesellschaft der Freunde Kants‘ wurde seitdem ‚Bohngesellschaft‘ genannt und das Festessen an Kants Geburtstag ‚Bohnenmahl‘. Ein Mitglied der Gesellschaft, der Historiker Friedrich Wilhelm Schubert ..., stellte 1846 die Regel auf, der die ‚Bohnenreden‘ entsprechen sollten: ‚Die Tischreden haben die Aufgabe, Mitteilungen aus Kants Leben zu machen, oder Gegenstände zu behandeln, die mit der Kantischen Philosophie und ihrer weiteren Verbreitung in inniger Verbindung stehen‘.

...

Im Jahre 2005 wurde in Kaliningrad/Königsberg das 750. Jubiläum der Stadtgründung gefeiert. Die Kaliningrader Universität erhielt den Namen ‚Kant-Universität‘. Aus diesem Anlass gründeten einige Universitätsangehörige und andere Kaliningrader Intellektuelle eine Vereinigung mit der Bezeichnung ‚Freunde des Bohnenkönigs‘, die an die Königsberger Tradition der ‚Bohnenmahle‘ und ‚Bohnenreden‘ anknüpfte.

Im Jahre 2007 machte der Berliner Gerfried Horst, Mitglied der Kant-Gesellschaft, den Vorschlag, gemeinsam mit dieser russischen Vereinigung wieder in der Heimatstadt Immanuel Kants ein ‚Bohnenmahl‘ zu feiern. Am 22. April 2008 fanden sich Russen und Deutsche zum ersten gemeinsamen ‚Bohnenmahl‘ in Königsberg/Kaliningrad zusammen; seitdem hat es dort jedes Jahr jeweils am 22. April stattgefunden. Die Teilnehmer kommen nicht nur aus Deutschland und Russland, sondern immer mehr auch aus anderen Ländern.

Am 12. Februar 2011, dem Todestag Kants, wurde in Berlin die Gesellschaft der ‚Freunde Kants und Königsbergs e.V.‘ gegründet. Ihr Ziel ist es, die alte Königsberger Tradition des ‚Bohnenmahls‘ wieder in Kants Heimatstadt, dem heutigen Kaliningrad, in Gemeinschaft von Deutschen, Russen und Kant-Freunden aus anderen Nationen fortzusetzen. Die Gesellschaft will außerdem das geistige Erbe Königsbergs lebendig erhalten und Kants Lehren den heutigen Menschen auf verständliche Weise nahebringen. Unter den Mitgliedern der Gesellschaft sind mehrere direkte Nachkommen von damaligen Freunden Kants. Der Gesellschaft gehören nun auch Damen an. Am 22. April 2014 hielt erstmals eine ‚Bohnenkönigin‘ (geboren 1933 in Königsberg) die Festrede. ... Seit 2018 nennt sich die Gesellschaft: ‚Freunde Kants und Königsbergs e.V. – Kant und Königsberg in Kaliningrad‘.“ (<https://www.freunde-kants.com/gerfried-horst-die-gesellschaft-der>).

Das Bohnenmahl findet mit ca. 100 geladenen Gästen statt. Veranstalter sind die internationale Gesellschaft „Freunde Kants und Königsbergs“ sowie die Kaliningrader Gesellschaft „Freunde des Bohnenkönigs“, unterstützt durch das Generalkonsulat der Bundesrepublik Deutschland in Kaliningrad. Der Generalkonsul und seine Gemahlin sind anwesend. Es werden diverse Grußworte gesprochen. Man rühmt Kant, die eigene Tätigkeit, die Freundschaft zueinander.

Marianne Motherby drückt ihre Freude aus, als Nachfahrin von William Motherby an diesem Abend des 295. Geburtstages Kants zu gedenken und ihn im Kreise von Gleichgesinnten zu begehen.

Alle Gäste sind in ausgeklügelter Weise platziert worden. Ich sitze an Tisch 4 mit 4 Vertreter/innen aus Kaliningrader Wissenschaft und Kultur sowie einem Deutschen aus unserer Reisegruppe. Prof. Kalinnikow, mir gegenüber, stellt sich als gewitzter lebhafter älterer Herr heraus. Neben ihm sitzt die amtierende Bohnenkönigin (Vorsitzende des Kaliningrader Kulturfonds). Sie war von 1981 bis 1985 in der Garnison Potsdam als Lehrerin tätig.

Neuer Bohnenkönig wird Hannes Wiesel, ein junges Mitglied der „Freunde Kants“, der sich unter anderem um den IT-Auftritt, sowie die Aktivitäten der Studentengruppe verdient gemacht hat und als „Vertreter der Jugend“ seit 2018 im Vorstand der Gesellschaft ist.

2019-04-23 Ostermontag, Kaliningrad „Hotel Mercure“

Heute beginnt der zweite Teil der Reise, in die Kaliningradsckaja Oblast (= Gebiet K.-grad), oder auch „unsere Fahrt durch die Gemüsegärten“, wie Tatjana es nennt. Wir sind nur noch 10 Teilnehmer/innen und fahren in einem (Mercedes-) Kleinbus.

Das erste Ziel ist Polessk, das ehemalige Labiau, heute eine Kleinstadt mit 7.500 Einwohnern. Sie liegt ca. 25 km nordöstlich von Kaliningrad. Bus-Haltestelle und

Bootsanleger bilden zusammen mit einem „Dorfladen“ und einer öffentlichen Toilette das „Zentrum“ des Ortes. Alles sieht heruntergekommen und ziemlich vernachlässigt aus.

Wir steigen in ein „Bötchen“, das uns tuckernd und übelste Dieselabgase spuckend in 3 Stunden bis zum Dorf Matrossowo (= „Matrosendorf“, ehem. Gilge) bringen soll.



Eigentlich sollte die Fahrt übers Kurische Haff gehen, aber der Wind ist zu stark. So bleiben wir auf Inlandskanälen, die parallel zur Küste verlaufen. Es geht deutlich langsamer voran, zumal der Kapitän (ein Mann kurz vorm Rentenalter) immer wieder vorsichtig Sandbänken ausweichen muss. „So einen niedrigen Wasserstand habe ich seit 8 Jahren nicht erlebt“, sagt er.

Die ersten 23 km fahren wir also durch den Großen und den Kleinen Friedrichsgraben, die letzten 8 km durch den Fluss Gilge, der bereits ein Bestandteil des Memeldeltas ist. Parallel zu den Friedrichsgräben verläuft eine Landstraße, ab und zu sitzen Angler am Ufer. Ansonsten: nichts. Keine Menschen, selten mal ein Vogel, kaum Spuren von Zivilisation. Das Dorf Matrossowo (216 Einwohner) macht einen trostlosen Eindruck.

Im Internet lese ich später, dass „das 500 Jahre alte Kirchdorf einst das größte und schönste Fischerdorf am Kurischen Haff“ gewesen sei. „Girlandengeschmückte Boote mit Musik und Komfort an Bord brachten in den Sommermonaten Ausflügler in das Dorf an der Gilgemündung. In den kalten ostpreußischen Wintern konnten die Besucher Eissegeln und Schlittschuhlaufen. Die vier Gilger Wirtshäuser waren bekannt für ihre vorzüglichen Fischgerichte. ... 1942 .. wurde Gilge offiziell zum Fremdenverkehrsort erklärt. ... Nicht weit entfernt, in der Elchniederung, hatte Hermann Göring eines seiner Jagdreviere.“ (vgl. ostsicht.de/index.htm?http://ostsicht.de/ehrich.htm)

Wir sehen ein heruntergekommenes, weitgehend zerfallendes Dorf. Etliche Häuser sind verlassen, wildernde Vegetation überwuchert die Anwesen. Die Bebauung an beiden Flussufern lässt erahnen, dass der Fluss früher die „Dorfstraße“ des Ortes war. Bei „Elena Ehrlich“, die im Internet als die heutige Attraktion des Dorfes beschrieben wird, legen wir an.



Uns begrüßt eine ca. 70jährige rüstige Matrone, die uns mit Eintopf (schmeckt gut), Wodka (weniger gut), Kaffee und Kuchen bewirbt.

Sie erzählt, dass ihre Familie – ursprünglich Wolgadeutsche – unter Stalin nach Kasachstan umgesiedelt wurde. Nach dem Krieg waren sie als Deutsche dort erst recht nicht willkommen. Offensichtlich baute sich Elena mit ihrem Mann eine auskömmliche Existenz auf, denn als sie Anfang der 90er nach Deutschland aussiedelten, hatten sie durch den Verkauf von Haus und Auto etwas Kapital. Bei der ersten Station in Deutschland (nahe Stuttgart) stellten sie fest, „dass wir ein anderes Herz, eine andere Kultur haben“ und dass die Menschen in Deutschland „kälter sind und nur an sich denken“. Sie entschied sich, in die westlichste Ecke Russlands zu ziehen, ins ehemalige Ostpreußen, denn sie spürte, „mein Herz ist russisch, mein Kopf deutsch“. Freunde vermittelten ihr und ihrer Familie eine Wohnung in Gilge am Kurischen Haff. ... Doch sie wollte ein großes Haus, ... in dem auch ihre Eltern und ihr Bruder mit Frau und Kindern leben könnten. Von ihren kargen Ersparnissen kaufte sie ein halbverfallenes Steinhaus mit der Absicht, daraus ein Hotel zu machen. ... Eigenhändig mauerte und verputzte die tatkräftige Frau gemeinsam mit ihrem russischen Mann neue Wände, verlegte Leitungen und deckte mit zusammengeklauten Ziegeln das Dach wieder ein. Mit finanzieller Unterstützung aus Deutschland organisierten sie neue Fenster und Türen. Stolz empfing Elena Ehrlich im Sommer 1993 ihre ersten Gäste aus der Bundesrepublik.“ (ebenda).

Mittlerweile kommen deutlich weniger deutsche Reisende nach Gilge, russische so gut wie gar nicht. Heutzutage lebt Elena Ehrlich den Sommer über in Gilge, im Winter bei ihren Enkeln in Darmstadt und Stuttgart. Ich habe Achtung vor der Lebensleistung dieser Frau. Im Gegensatz dazu ist der Eindruck des Niedergangs, der von dem ganzen Anwesen ausgeht, bedrückend.

Mit unserem Kleinbus fahren wir – bis Polesk (Labiau) - auf einer schmalen holprigen Landstraße, zum größten Teil direkt an den Kanälen entlang, die wir am Vormittag mit dem Bötchen befahren hatten. Erst jetzt sehe ich, dass an der Landseite der Straße durchaus ab und an einzelne Gehöfte stehen, die ebenso traurig aussehen wie das Dorf Gilge. Nichtsdestotrotz: überall Verkaufsschilder für Gebäude und Land.

Wir machen einen (spontan organisierten) Abstecher in das ehemalige Dorf Waldwinkel (heute Iljitschewo, wahrscheinlich nach Lenins Vatersnamen) und besichtigen dort die ehemalige Dorfschule. Die wurde bis 1946 genutzt, seit 2012 ist das Gebäude ein Museum.

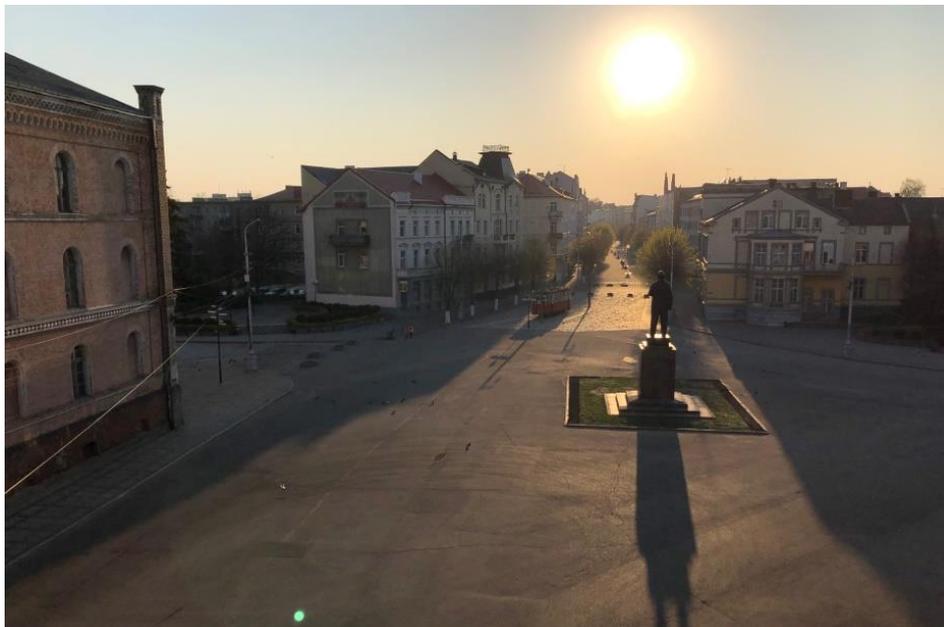
Kinder gibt es nur wenige im Ort, sie besuchen eine Zentralschule.

Eine ehemalige Lehrerin, die selbst Schülerin dieser Schule gewesen war, führt uns. Sie hatte sich beim Aufbau des Museums sehr engagiert – alles strahlt Trauer aus über die unwiederbringlich verlorenen Zeiten ...

Im Dorf gibt es viele Storchennester, alle sind bewohnt.



Am Spätnachmittag erreichen wir unser Tagesziel: Sowjetsk (= „Rätstadt“, ehem. Tilsit). Wir unternehmen einen ersten (ernüchternden) Gang durch die Hauptstraße des Ortes. Mir fällt ein Grafitto auf: „Russen = Sowjettürken“. Was mag der Künstler wohl damit gemeint haben?



Wir fahren nach Neman (= „Memel“, ehem. Ragnit), und erhalten in der dortigen Käserei ein (Käse-) Abendessen.

2019-04-24 Sowjetsk (Tilsit), Hotel „Rossija“ („Russland“)



Es ist das erste Haus am Platze, 1969 erbaut und sieht genauso aus. Mittlerweile scheint es ironisierend mit seinem Sowjetambiente zu spielen: Im Treppenhaus hängen Agitprop-Plakate wie „Verplappern hilft dem Feind“ (= „boltatch wragu pomogit“); im Zimmer ist der „Nicht-stören!“-Tür-Anhänger mit einer grimmig dreinblickenden Komsomolzin bebildert, die Rückseite „Aufräumen nötig“ mit einer fröhlich den Reisigbesen schwingenden Bäuerin. Ob der im „Sowjet-Barock“ gestaltete Frühstückssaal - mit riesigen Wandspiegeln, (Glas-) Kristalllüstern, schweren Vorhängen und Empire zitierendem Mobiliar, Portieren statt Türen – nicht doch „ernst gemeint“ ist, darüber bin ich mir nicht sicher.



Vor dem Hotel steht auf einem unwirtlich leeren Platz ein Lenindenkmal. Vor zwei Tagen, am 22.04., war Lenins Geburtstag. Ein Bündel roter Nelken ist lieblos vor dem Denkmal abgelegt, die umlaufenden Beete sind nicht bepflanzt.

Wir setzen mit Tatjana den Stadtrundgang von gestern fort. Sowjetsk (Tilsit) liegt direkt an der litauischen Grenze, die ehemalige Luisenbrücke über die Memel ist der heutige Grenzübergang - für Russen ein No-Go ohne Visum. Wir als EU-Bürger könnten zwar „kurz“

nach Litauen gehen (da ebenfalls EU-Mitglied), aber nicht wieder zurück, denn unser Visum für Russland berechtigt lediglich zur einmaligen Ein- und Ausreise. Die Eisenbahnverbindung nach Litauen (führte auch über diese Brücke) ist stillgelegt.

Die Stadt hat heute knapp 42.000 Einwohner.

„Seit 2006 besteht eine Bürgerbewegung für eine Rückbenennung der Stadt in Tilsit. Der damalige Bürgermeister gab 2009 einen Zuspruch von etwa 50% der Bevölkerung an. Der alte Name ist bereits Teil der aktuellen Bezeichnungen eines örtlichen Radiosenders (‘Tilsitskaja Wolna’ = ‘Tilsiter Welle’) und des Städtischen Theaters (‘Tilsit Teatr’). Offizielle Absichtserklärungen zu einer Rückbenennung gab es von Seiten der Stadtverwaltung bislang aber nicht.

2018 wurde die Direktorin des Stadtgeschichtlichen Museums entlassen, weil sie nach Meinung der Behörden die deutsche Vergangenheit der Stadt zu sehr herausgestellt habe.“ (Wikipedia, 2019-05-22).

Dieses Museum ist unser zweites Besichtigungsziel. Wir wollten uns dort erläutern lassen, warum die dortige Bobrobwski-Ausstellung entfernt worden war. Es gab offensichtlich politische Motive dafür. Man erläuterte uns, dass die zukünftige Ausrichtung des Museums verstärkt den Schwerpunkt auf die russische Geschichte und Kultur von Sowjetsk legen werde.

Zuvor hatten wir das Theater besucht. Wir werden von der Direktorin geführt, besichtigen das Gebäude und schauen kurz bei einer Probe zur „Wanze“ von Majakowski zu.



Das mutet mich seltsam an: Die (Laien-?) Schauspieler agieren in Stanislawski-Manier (viel Pathos, viel „Einfühlung“), es wirkt wie Boulevard-Theater, „moderne Bewacher“ fuchteln mit Laserschwertern auf der Bühne herum. Ich bin erinnert an szenische Folgen, wie wir sie vor 50 Jahren in der DDR zum „Fest der russischen Sprache“ einstudierten ...



Immerhin sehen wir eine komplette Theater-Inneneinrichtung im Stalin-Stil und erfahren, dass Theater-Schauspieler ca. 20.000 RUB monatlich als Gage erhalten (= knapp 300 EUR).

Als Nächstes machen wir einen Fotostopp an der Burgruine in Neman (russisch „Fluss Memel“, ehem. Ragnit).



„Ihren Ursprung hat die Stadt in der ‚Burg Ragnit‘. ... (Die) wurde ... in den Jahren 1397 bis 1409 ... in Backstein zu einer der stärksten Festungen des (Deutschen) Ritterordens. ... Sie hat eine fast quadratische Form, auf vier Etagen waren elf große Säle und viele kleinere Räume. ... Mehrmals ausgebrannt, wurde das Innere der Burg immer wieder umgebaut. Ab 1825 diente sie als Stadt- und Kreisgericht und Gefängnis Während des Zweiten Weltkrieges brannte die Burg 1944/45 aus.“ (Wikipedia, 2019-05-22).

Das Innere der Ruine ist gesperrt, wir gehen trotzdem rein. Das Geviert der Außenmauern ist so beeindruckend, selbst jetzt noch strahlen sie für mich Macht und Einfluss des Deutschen Ordens aus.



Wir fahren weiter nach Uljanowo (benannt nach Lenins eigentlichem Familiennamen: Uljanow; ehem. bis 1938 Kraupischken, bis 1945 Breitenstein). Das Dorf scheint typisch zu sein für die heutigen Verhältnisse im ehemals nördlichen Ostpreußen: „1946 kamen 52 russische Familien in das von den deutschen Bewohnern verlassene Dorf. ... (Der) Schuldirektor ... gründete im Ort 1981 ein privates Ostpreußenmuseum.“ (Wikipedia, 2019-05-22). Wahrscheinlich sind wir deshalb hergefahren, aber das Museum ist geschlossen. Wir begucken uns die Kirchenruine: „Bei der Eroberung Ostpreußens durch die Rote Armee wurde die Kirche im Januar 1945 beschädigt. Zu Sowjetzeiten fand sie eine Nutzung als Strohlager. 1953 brannte das Gebäude bis auf die Grundmauern nieder und verfiel in der Folgezeit immer mehr. Neben den Außenmauern ist der Turm als wesentlicher Bestandteil der Kirche übriggeblieben. Über dem Turmeingang befindet sich eine Tafel mit den Anfangsworten des Chorals von Martin Luther: ‚Ein feste Burg ist unser Gott‘. Daneben hängt seit 1997 ein privat gestiftetes hellfarbenes Holzkreuz.“ (Wikipedia, 2019-05-22).

Genau dieser augenscheinliche Widerspruch zwischen Turmruine und Tafelinhalt an deren Frontseite ist für mich ein Fotomotiv mit geradezu dialektischer Anmutung.

Das nächste Ziel heißt Majowka (ehem. Georgenburg), um das dortige Gestüt zu besichtigen.



Im 19. Jh. war „... hier das größte ostpreußische Privatgestüt mit vorwiegend reinrassigen Trakehnern Zum Ende der deutschen Zeit standen im Gestüt Georgenburg 310 ostpreußische Warmbluthengste Trakehner Abstammung und 130 rheinische Kaltbluthengste, die über 17.000 Stuten deckten. ... Bis 1970 bestand auf dem Gelände eine Rindermastanlage. Ab 1961 wurde wieder allmählich Pferdezucht betrieben. ... Seit 2002 wird das Gestüt unter seinem alten deutschen Namen Georgenburg durch ein russisches Privatunternehmen wieder aufgebaut“ (Wikipedia, 2019-05-22).

Was wir allerdings sehen, ist eine „Investitionsruine“ und ziemlich deprimierend: die meisten Pferdeboxen sind leer, etliche Pferde nicht gut gepflegt (was sogar ich erkenne), Tribünen und Turnierplatz offensichtlich länger nicht genutzt, unsere Führerin erkennbar inkompetent und lustlos. Ich bin froh, als wir das Gestüt wieder verlassen.



Wir machen noch einen Insterburg- (Tschernjachowsk-) Abstecher und sehen uns Häuser von Scharoun (1893-1972) an, die er in seiner frühen Zeit bauen ließ.



„Scharoun studierte bis 1914 Architektur an der Technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg, schloss dieses Studium aber nie ab. 1914 meldete er sich freiwillig zum Dienst im Ersten Weltkrieg. ... sein Mentor aus Berliner Zeiten brachte ihn in einem Wiederaufbau-Programm für Ostpreußen unter. Nach dem Krieg übernahm er 1919 dessen Büro als Freier Architekt in Breslau. Dort und in Insterburg, wo er bereits 1918 ein Büro eröffnet hatte, realisierte er zahlreiche Projekte“ (Wikipedia, 2019-05-22).

„... blieb Scharoun bis 1925 in Insterburg als freier Architekt. Gutshäuser, Kirchen, Kornspeicher und Wohnbauten zählen zu diesem Frühwerk, das sich durch bunte, rhythmische Gestaltungsmotive von konventionellen Rekonstruktionen abhebt und mit Leben erfüllt.“ (vgl. Tagesspiegel 03.04.2019, <https://www.tagesspiegel.de/kultur/architektur-von-hans-scharoun-haeuser-liegen-vor-anker/24172714.html>).

Wir sehen uns ein Mehrfamilien-Wohnhaus an sowie zwei Reihenhaussiedlungen beidseits einer Straße in einem Wohngebiet am Stadtrand (ursprünglich „bunte Reihe“ genannt). Stünde nicht wenigstens eine Hinweistafel auf dieses „Kulturobjekt von föderaler Bedeutung“ an der Straßenecke, niemand würde auf die Idee kommen, in diesen heruntergekommenen Häusern irgendetwas „Besonderes“ zu suchen. Selbst mit dem Wissen, was wir sehen, fällt es sehr schwer, „Scharoun-Details“ zu erkennen. Niemanden scheint es zu kümmern, dass beliebig geflickt, „moderne“ Blumenfenster und Haustüren eingebaut oder die Außenfassaden sonstig „verschlimmbessert“ werden. Die Häuser sollen heute im Besitz einer Genossenschaft sein. Deren Finanzdecke ist wahrscheinlich mehr als dünn ...

Schließlich fahren wir nach Krasnojarskoje (ehemals Sodehnen), wo wir uns die Reste einer ehemaligen 2-Familien-Villa („Haus Gobert“, von Scharoun erbaut 1924) ansehen: „1946-2008 Grund- und Mittelschule unter Anbau des Klassentraktes und der Sporthalle, seitdem leerstehend“ (vgl. <http://scharoun-gesellschaft.de/projekte/haus-gobert-sodehnen/>, 2019-06-06). Die Ruine dieses Hauses steht einige 100 m abseits einer stillgelegten Bahnstrecke, umgeben von verwilderten Gärten und anderen zerfallenden Gebäuden. Als wir uns umsehen, erscheint ein offensichtlich betrunkenener Mann, der laut krakeelend behauptet, von

uns fotografiert worden zu sein, und dagegen protestiert. Wir können ihn beruhigen, steigen in den Kleinbus und verlassen schleunigst diesen traurigen Ort. Andere Dorfbewohner sind nicht zu sehen.

Unser letztes Tagesziel ist die Insterburg. „1336 erbaute man die Burg am steilen Ufer der Angerapp, unweit der Mündung von Pissa und Inster. ... Von der ursprünglichen Burg ist nur das südliche Wirtschaftsgebäude der Vorburg mit der Verteidigungsmauer erhalten. ... Die Reste stehen unter Denkmalsschutz.“ (Wikipedia, 2019-06-06).

Es gibt seitens der Museumsleitung Aktivitäten, unter Einbeziehung junger Leute und kultureller Veranstaltungen die mittelalterliche Vergangenheit zu würdigen und zu nutzen (uns wird ein „buntes Programm“ vorgeführt) – aber es fehlt offensichtlich auch hier an Investoren.

2019-04-25 Tschernjachowsk „Hotel Kotschar“

Wir besuchen die ehemalige „Klopsakademie von Insterburg“.



So wurde die „Mädchenberufs- und Haushaltungsschule“ im Volksmund genannt. Das Gebäude (Bauhaus-Architektur, zwischen 1920 und 1930 erbaut), wurde offensichtlich im Krieg kaum zerstört und dient auch heute noch als Schule. Seit 1998 ist es das „Gymnasium Nr. 2“ der Stadt. Wir werden bereits erwartet, freundlich durchs Gebäude geführt und schauen bei mehreren Klassen kurz in den Unterricht hinein. Selbst die Inneneinrichtung ist noch original erhalten, man zeigt uns das voller Stolz. Ebenso sehen wir uns die neu erbaute Turnhalle und die technische Ausstattung einiger Unterrichtskabinette an. Mir fällt auf, dass die Lehrerinnen (Männer sehe ich kaum) überwiegend jenseits der 50 sind und irgendwie „verstaubt“ und streng wirken.

Wir fahren nach Gussev (ehem. Gumbinnen), um die dortige „Salzburger Kirche“ zu besichtigen.



„Zwischen 1731 und 1735 mussten rund 20.000 Protestanten als sogenannte Exilanten das Fürstbistum Salzburg ... verlassen. ... 1752 (wurde) die erste ‚Salzburger Kirche‘ erbaut. 1838 war sie baufällig und wurde abgerissen. 1840 wurde der Nachfolgebau errichtet, einer der letzten Bauten des preußischen Baumeisters Karl Friedrich Schinkel. 1931 wurde die Kirche umfassend renoviert. ... Im Januar 1945 wurde die Kirche durch Kriegseinwirkungen stark beschädigt und verlor ihren Turm. Fortan wurde die Kirche als Schuppen für den Straßenbau verwendet. 1995 wurde die Salzburger Kirche als einzige Kirche in Gussew vollständig wiederaufgebaut und am Reformationstag (31. Oktober) feierlich eingeweiht. Seither dient sie den evangelisch-lutherischen und den reformierten Russlanddeutschen der Region als Gemeindezentrum.“ (Wikipedia, 2019-06-09).

In einem Nebengebäude sprechen wir kurz mit einigen älteren Frauen, die dort täglich ein warmes Essen für Bedürftige kochen und einen einfachen Mittagstisch anbieten. Es wirkt ähnlich wie in einer Suppenküche in Berlin.

Weiter geht unsere Fahrt durch die Rominter Heide. Das ist „... ein 210 qkm großes Hügel-, Wald- und Heidegebiet im Südosten der russischen Oblast Kaliningrad sowie in der nordöstlichen polnischen Wojewodschaft Ermland-Masuren.“ (ebenda). Während der Zeit des Nationalsozialismus hatte Göring hier den „Reichsjägerhof Rominten“ bauen lassen.

Tatjana berichtet, dass bereits seit Anfang 1945 in dieser Region eine spezielle Eisenbahn-Gleisbau-Einheit der Roten Armee zum Einsatz kam: beim Vormarsch gen Westen wurde direkt hinter der Front die russische Spurweite der Schienen (1524 mm) auf die deutsche (1435 mm) verändert. Das bedeutete zwar einen aufwändigen Umbau der Gleise, ermöglichte aber den reibungslosen Abtransport von Reparationsgütern und Kunstwerken aus der (dann) sowjetischen Besatzungszone gen Osten in die damalige Sowjetunion.

Wir machen Halt in Osjorsk („Stadt am See“, ehem. Darkehmen, bzw. 1938-46 Angerapp), Kleinstadt und Verwaltungszentrum im Süden der russischen Oblast Kaliningrad.

In der Stadtmitte, am Rande des Marktplatzes, war (wahrscheinlich 1946 oder 47) ein Lenin-Ehrenhain angelegt worden, mit übermannshoher Statue und kleinen Tannenbäumchen. Letztere sind jetzt so groß, dass sie das Denkmal überragen, und Lenin völlig „zugewachsen“ aussieht – ein faszinierendes, weil symbolträchtiges Fotomotiv für mich.

Nächster Stopp ist Krylowo (ehem. Nordenburg), ein Dorf mit ca. 800 Einwohnern, direkt an der Grenze zu Polen gelegen. Wir sehen uns dort die Ruine der Pfarrkirche an, eigenartigerweise deutlich außerhalb des Ortes gelegen.



Im Internet lese ich später, dass Nordenburg eine Kleinstadt mit knapp 4.000 Einwohnern war. „Die Stadt blieb im und auch nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs zunächst unzerstört und fiel der Sowjetarmee am 25. Januar 1945 auch nahezu unbeschädigt in die Hände. Zunächst kam die Stadt ... unter polnische Zivilverwaltung. Im Spätsommer bzw. Frühherbst des Jahres 1945 änderte sich die Situation. Die Sowjetunion verschob die Grenze zu Lasten des polnischen Staates entgegen den ursprünglichen Planungen Richtung Süden, so daß die Stadt Teil der Sowjetunion wurde. Die bereits zugewanderten polnischen Neusiedler sowie die polnische Zivilverwaltung wurden kurzfristig wieder ausgewiesen. Die Grenzkorrektur geschah offenbar, weil die sowjetischen Militärs auf die Kontrolle der strategisch wichtigen Kreuzung der ehemaligen Reichsstraßen 131 und 139 nicht verzichten wollten. ... Vermutlich aus Wut über die Grenzkorrektur zündeten die zugewanderten polnischen Siedler oder Soldaten die ganze Altstadt an und vernichteten diese. Aufgrund dieser umfassenden Zerstörungen verlor Nordenburg im weiteren Verlauf auch den Status einer Stadt. Die Reste der Häuser der Altstadt wurden bald abgetragen. Ein Wiederaufbau erfolgte nicht, da sich die Altstadt größtenteils im direkten polnisch-sowjetischen Grenzgebiet befand und damit im auch zu Warschauer-Pakt-Zeiten stark militärisch gesicherten Bereich lag. Nur die Turmruine der Ordenskirche ist zur Zeit noch erhalten.“ (Wikipedia, 2019-06-09)

Bei unserer Weiterfahrt machen wir einen Stopp in Shelesnodoroshny („Eisenbahnsiedlung“, ehem. Gerdauen), eine „Siedlung städtischen Typs“ mit knapp 3.000 Einwohnern. Auch dort gibt es eine Kirchenruine und traurige Reste einer längst verschwundenen Altstadt zu sehen. Im Internet lese ich, dass Shelesnodoroshny ähnlich Krylowo Anfang 1945 zuerst unter polnischer Zivilverwaltung stand und von Polen besiedelt wurde. Mit der willkürlichen Grenzkorrektur fiel der Ort an die Sowjetunion und in die Bedeutungslosigkeit. Allerdings wurde 1998 anlässlich der 600-Jahr-Feier ein Stein errichtet, auf dem auch der ehemalige Name „Gerdauen“ in kyrillischen Buchstaben vermerkt ist.

Weiter geht's in die Kleinstadt Prawdinsk („Wahrheitsort“, ehem. Friedland), aktuell ca. 4.500 Einwohner. Die Kirche Friedland (russisch „Kircha Friedland“) ist das Besichtigungsziel.



„Die ältesten Teile des noch existierenden Gebäudes stammen aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Ursprünglich war die Kirche ein römisch-katholisches, bis 1945 ein evangelisches und seit 1990 als Sankt-Georg-Kirche ... ein russisch-orthodoxes Gotteshaus. ... Die wertvolle Kunstausrüstung der Kirche wurde 1948 geraubt. ... Zwischen 1961 und 1991 wurde die Kirche zweckentfremdet und diente als Lagerhalle der Konsumgenossenschaft.“ (Wikipedia, 2019-06-10)

Seit 1992 wurde die Kirche wiederaufgebaut und 2005 als russisch-orthodoxes Gotteshaus geweiht.

Sie ist innen überraschend schön: weiße Pfeiler tragen ein königsblaues Kreuzgewölbe, das sparsam goldgelb verziert ist. Mir gefällt dieses Kirchenschiff sehr.

Die meisten anderen unserer Gruppe steigen auf den Turm der Backsteinkirche. „Oben an der Turmbrüstung stand am 14. Juni 1807 der Oberkommandierende der Russischen Truppen, General v. Bennigsen, und leitete die Schlacht bei Friedland gegen Napoleons Armee.“ (<https://www.ostpreussen.net/ostpreussen/orte.php?bericht=585>)

Sieger dieser Schlacht waren bekanntlich die französischen Truppen.

Wir fahren zur Ruine der ehemaligen Burg Groß Wohnsdorf.



„Eine bei Groß Wohnsdorf auf dem hohen Ufer über der Alle (russisch: Lawa) gelegene preußische Wallburg wurde 1255 vom Deutschen Orden erstürmt, der hier ein Wildhaus anlegte. 1319 und 1347 eroberten Litauer die Burg und zerstörten sie. ... Ab 1391 ging der Orden daran, die bisherige Wehranlage aufgrund mangelnder Widerstandsfähigkeit durch ein Gebäude aus Stein zu ersetzen. ... Von 1688 ... bis 1945 gehörte der Besitz der Familie von Schrötter. Der spätere Oberpräsident und Staatsminister von Ost- und Westpreußen, Friedrich Leopold Freiherr von Schrötter wurde hier geboren und wohnte in jungen Jahren im Torturm, wo er zusammen mit seinem Vater ... auf der Terrasse des Turms philosophische Gespräche mit Immanuel Kant führte, der der Familie von Schrötter freundschaftlich verbunden war und sich gerne in Groß Wohnsdorf aufhielt.“ (Wikipedia, 2019-06-10)

Deshalb also sind wir überhaupt hier.

„1830 brannte das Burggebäude ab. Die Steine verwendete man für das neue Gutsgebäude, das 1868/69 im Park auf dem Gelände der ehemaligen Vorburg entstand. Infolge des Zweiten Weltkrieges kamen Wohnsdorf und Agnesenhof mit dem nördlichen Ostpreußen zur Sowjetunion ... (und) erhielten 1950 den gemeinsamen russischen Namen ‚Kurortnoje‘ (*russ. Kurort-Siedlung, S.W.*)“ (ebenda).

Wir lernen „den Oligarchen, der die Burg wiederaufbauen will“ kennen. Er ist ein sympathischer Mann mittleren Alters, der uns in Jogginghose und Sandalen über die Baustelle führt, dabei freundlich und unprätentiös alle Fragen beantwortet:

- von der Profession her ist er Historiker, hat „Geld verdient mit Öl und möchte der Heimat etwas zurückgeben“;
- er hat keine ostpreußischen Wurzeln, sondern stammt aus Russland;
- seine Wahl fiel auf diese Burgruine, weil sie auf einer Liste der Denkmalsbehörde über 23 bewahrenswerte Objekte stand, die er sich alle jeweils vor Ort zeigen ließ;
- er hat einen Pachtvertrag für das Gelände der Burgruine über 25 Jahre („und ich hoffe, dass ich in den kommenden 23 Jahren noch einiges hier schaffen kann, danach bin ich sowieso Rentner“);
- geplant ist bereits eine Begegnungsstätte mit Café, auch als touristisches Ziel gedacht; unten am Fluss sieht man die Gebäude einer ehemaligen Wassermühle, dort soll eine Jugendherberge entstehen;
- die Kosten der Vorhaben? „Ach, das ist doch alles nicht teuer hier: Man braucht nicht viel Material, die Arbeitskosten sind niedrig – mit 30.000 € kommt man schon sehr weit“.
-

Ich bin gespannt, was davon z.B. bis zum 300. Geburtstag Kants (2024) realisiert sein wird.

Weiter geht's zur wiederaufgebauten Kirche in Drushba („Freundschaft“, ehem. Allenburg). Das war bis 1939 eine Stadt mit 2.600 Einwohnern, heute leben im Dorf noch ca. 400.

„Gut erhalten ist die Stadtkirche aus dem 15. Jahrhundert mit einem markanten Treppengiebelturm. 1999 wurde ein Verein gegründet zur Erhaltung und Nutzung der Kirche für evangelisch-lutherische Gottesdienste und ein kleines Museum. ... In Drushba gibt es zwei Schleusen am Masurischen Kanal. ... Das Schleusenwärterhaus wurde im Jahr 1921 auf dem Aushub der Schleuse erbaut. Es wurde ab 2002 von einem Ehepaar aus Deutschland restauriert, brannte aber am 02. Februar 2012 infolge eines Kurzschlusses ab.“ (Wikipedia, 2019-06-10).

Aus genau diesen beiden Gründen sind wir hier:

- Ein Mitglied der „Freunde Kants und Königsbergs e.V.“ war beim Wiederaufbau der Kirche wesentlich beteiligt und möchte uns das Erreichte zeigen. Wir stehen vor dem verschlossenen Gebäude, obwohl die Hinterlegung des Kirchenschlüssels im Dorfladen fest vereinbart gewesen war. Dort weiß man angeblich von nichts, die Verbindungsperson ist weder vor Ort noch auffindbar.

- Auch das Schleusenwärterhaus war durch das Engagement zweier „Kant-Freunde“ restauriert worden. Wir fahren an den traurigen Resten vorbei. Ich kann gut verstehen, dass die ehemaligen Beitzler keine Lust hatte, diesen Ort wiederzusehen.

Unser Tagesziel ist Jantarny („Bernsteinort“, ehem. Palmnicken).

Im dortigen „Schlosshotel“ kommen wir erst kurz vor Sonnenuntergang an. Ganz schnell checken wir ein und eilen zum Steilufer. Tatjana hat irgendwoher gekühlten Sekt und Gläser besorgt. Wir sehen die Sonne rot in der Ostsee versinken, und ich bin zum ersten Mal an diesem Tag richtig froh.

2019-04-26 Jantarny (ehem. Palmnicken), „Schlosshotel“

Das Fünf-Sterne-Hotel mit 52 Zimmern ist nur durch eine schmale Parkanlage von der Steilküste der Ostsee getrennt. Aus meinem Zimmer habe ich einen Ausblick darauf. Das Hotel legt auf seiner Homepage Wert darauf, UEFA-Partner zu sein und bereits auf einem Vorläufer von 1870 zu basieren. Die Hotelanlage im gegenwärtigen Zustand wurde 2012 erbaut.

„Der Ort Palmnicken, über Jahrhunderte ein abseits gelegener Gutshof, ... (kam) 1234 an den Deutschen Orden. ... Im Dreißigjährigen Krieg wurde Palmnicken für sechs Jahre von Schweden besetzt. Russische Truppen besetzten den Ort im Siebenjährigen Krieg von 1758 bis 1762. Im Jahr 1785 wird die Größe des königlichen Bauerndorfs mit zwölf Feuerstellen (Haushaltungen) angegeben. Im Zuge der preußischen Verwaltungsneuordnung kam Palmnicken 1818 in den Kreis Fischhausen. Ab 1827 begann der industrielle Bernsteinabbau. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts entwickelte sich Palmnicken zu einem Badeort. ... Anfang April 1945 wurde die Stadt von der Roten Armee erobert. ... Die ehemals ostpreußische Bevölkerung floh oder wurde nach Kriegsende vertrieben. Nachdem Palmnicken von der sowjetischen Besatzungsmacht im Sommer 1945 zusammen mit der ganzen nördlichen Hälfte Ostpreußens unter sowjetische Verwaltung gestellt worden war, begann die Zuwanderung russischer, aber auch weißrussischer, ukrainischer und tatarischer Migranten. Die letzten Deutschen wurden 1948 ausgewiesen.

Im Juni 1947 wurde für Palmnicken die Ortsbezeichnung ‚Jantarny‘ eingeführt, angelehnt an das russische Wort für Bernstein, jantar. Gleichzeitig bekam der Ort den Status einer ‚Siedlung städtischen Typs‘ (Arbeitersiedlung) Von Juli 1947 bis April 1953 bestand im Ort ein Internierungslager für bis zu 2.700 Personen, die bei der Bernsteinaufbereitung eingesetzt wurden. ...

Heute hat Jantarny ca. 5.500 Einwohner.“ (Wikipedia, 2019-06-11).

Unsere Fahrt gen Norden nutzt Tatjana wieder für interessante Informationen:

- Eine kWh Strom kostet 4 RUB (ca. 6 Euro-Cent). Ein Durchschnittshaushalt kommt somit auf 112 RUB (ca. 1,56 EUR) monatlich.
- Die Durchschnittsrente beträgt zwischen 12.000 bis 14.000 RUB (ca. 167 bis 195 EUR) monatlich. Es hängt (auch) von der Region ab, in der man lebt: in Moskau sind es eher 14 TRUB, in Kaliningrad hingegen 12 bis 13 TRUB.
- Bei Geburt des 2. Kindes erhalten die Eltern 400 TRUB (ca. 5,56 TEUR) vom Staat, die sie jedoch nur zweckgebunden ausgeben dürfen. Für das 1. Kind gibt es keine staatliche Zuwendung.
- Die Sparzinsen betragen in Russland z.Zt. 8% (bei Anlage in RUB), die Inflationsrate liegt bei 6%. Eine (russische) Anlage in EUR wirft 1% ab.
- Tatjana hat auf unseren Wunsch hin die regulären Zimmerpreise im „Schlosshotel“ eruiert (sind weder im Zimmer ausgehängt noch auf der Homepage angegeben): Ein Einzelzimmer kostet ab 5,5 TRUB (ca. 77 EUR), das Doppelzimmer zwischen 6,3

TRUB (ca. 88 EUR) in der Neben- und 8,7 TRUB (ca. 121 EUR) in der Hauptsaison. Welche Zusatzleistungen (Frühstück? Wellness?) inkludiert sind, weiß sie nicht. Nur wenige werden sich das leisten können. Umso erstaunlicher, dass während unseres Aufenthaltes ganze Familien im Speisesaal erscheinen (→ in z.T. abenteuerlicher Jogging-Garderobe!).

- In der Oblast Kaliningrad gibt es aktuell ca. 800 Elche.

Unser Ziel ist die Kurische Nehrung, „(... russ. ‚Kurschkaja Kossa‘), eine 98 km lange Halbinsel an der Nordküste des Samlands.

... Seit 1945 gehören die nördlichen 52 km zu Litauen und die südlichen 46 km zur russischen Oblast Kaliningrad. ... Die Nehrung trennt das Kurische Haff von der Ostsee.“ Die breiteste Stelle misst 3,8 km, die schmalste nur 380 m. „... Die Nehrung war ursprünglich von Nadelwald überzogen. Schon in der Zeit des Deutschen Ordens erfolgten die ersten Rodungen. Erst der Kahlschlag im Nordischen Krieg (1674-1679) und in der Russenzeit ließ Dünen entstehen. Riesige Wanderdünen begruben immer wieder Ortschaften. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gelang es dem Düneninspektor Wilhelm Franz Epha, die Dünen zu bepflanzen und zu stabilisieren. ... Im Jahr 2000 wurde die Kurische Nehrung von der UNESCO zum Weltkulturerbe erklärt. ... Die russische Seite der Nehrung steht unter Naturschutz (Nationalpark Kurschkaja Kossa).“ (Wikipedia, 2019-06-11).

Tatjana steuert bei, dass „Nehrung“ etymologisch „aufgeworfenes Land“ bedeute. Das kann ich so nicht finden im Internet, aber auf alle Fälle ist das Aufschwemmen von Sand, auch Schlick und Lehm, typisch für ein gezeitenloses Meer. „Eine Nehrung ... oder Sandhaken ist ein schmaler Sandstreifen, der das Haff vom offenen Meer abtrennt. ... Schließt sich eine Nehrung, wird das abgetrennte Haff zur Lagune.“ (Wikipedia, 2019-06-13)

Sie weist uns auch auf die „Krähenbeißer“ hin, wie die Bewohner des Dorfes Sarkau früher genannt wurden: „Lesnoi (russ. ‚Walddorf‘, ehem. Sarkau ...) ist ein Dorf ... und (hat) heute etwa 350 russische Einwohner. Der Ort liegt an der ... schmalsten Stelle der Nehrung. ... Sarkau (von prußisch ‚sarke‘ für Elster) ist vermutlich eine der ältesten Siedlungsstätten auf der Nehrung Die erste geschichtliche Erwähnung findet sich 1362 im Preußischen Urkundenbuch. ... Der Vogelbestand war sehr groß. ... Die Bevölkerung der Nehrung besserte ihren Speiseplan durch den Verzehr von Schwarzvögeln auf, die ähnlich wie Täubchen schmecken sollen. Die Vögel wurden mit Netzen gefangen und mit einem Biss in den Kopf kurz und schmerzlos getötet. Deshalb wurden die Sarkauer ‚Krähenbeißer‘ (‚Krajebieter‘) genannt. Die Fangzeit dauerte von Oktober bis Dezember, das Fangergebnis betrug 60 bis 100 Stück pro Tag, überwiegend Nebelkrähen. Später wurden die Krähen ... auch von den Sarkauern auf dem Markt in Cranz und Königsberg angeboten sowie an Hotels und Gaststätten verkauft, teilweise als Krähen, aber auch unter Bezeichnungen wie ‚Nehrungstauben‘ oder ‚Sarkaugänse‘.“ (ebenda)

Auch heute noch gibt es sehr viele Vögel auf der Nehrung. Selbst wir sehen auf unserer Fahrt viele Kormorane und ihre Nester in den Kronen von Schwarzerlen.

Wir besuchen die Vogelwarte von Rybatschi (russ. ‚Fischerort‘, ehem. Rossitten). „Bis 1945 hatte Rossitten eine deutsche Bevölkerung. Es war besonders bekannt durch die Vogelwarte und seine Segelfliewerschule. ... In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstand eine wissenschaftliche Vogelkunde, die stark durch empirische Forschung geprägt war. Bei einem Besuch auf der Nehrung erlebte der Ornithologe Johannes Thienemann 1896 einen ‚Vogelzug, so gewaltig, wie er bisher noch nie in Deutschland beobachtet worden war‘. An dem schmalen Landstrich verdichten sich flaschenhalsartig die Flugrouten der Vögel, die das offene Wasser meiden: in Spitzenzeiten bis zu zwei Millionen Vögel am Tag. Auf Thienemanns Initiative hin wurde 1901 eine ‚ornithologisch-biologische Beobachtungsstation‘ in Rossitten gegründet Die heutige russische Feldstation ‚Fringilla‘, die sich in der

Tradition der alten Vogelwarte sieht, befindet sich in ... etwa 200 m Luftlinie von der alten Station entfernt.“ (Wikipedia, 2019-06-14)

Diese Station besichtigen wir. ‚Fringilla‘ bedeutet ‚Buchfink‘, das ist das erste, was wir erfahren. Es ist der Vogel, der zwischen 1957 und 2015 mit Abstand am häufigsten in den Fangnetzen gefunden wurde. Wir bekommen gezeigt, wie ein ins Fangnetz gegangener Fitislaubsänger per Hand von einem Vogelwart gefangen, gemessen, gewogen und beringt wird.



Ich bin beeindruckt, wie behutsam der große Ranger-Typ mit dem kleinen Tier umgeht. Anschließend fliegt der Vogel wieder in die Freiheit. Im Internet lese ich, dass das Winterquartier dieses Laubsängers südlich der Sahara liegt, die kleinen Kerle also jedesmal zwischen 6.000 und 13.000 km zurücklegen müssen. Dabei können sie bis zu 12 Jahre alt werden! Ich freue mich, wie wir hier intakte Natur erleben können.

Wir gehen auf die größte ehemalige Wanderdüne der Kurischen Nehrung, „Ephas Düne“ genannt.



Das ist heute eine Erhebung von 61 m, bestanden mit Kiefernwald und Niedriggehölz. „Als die Wanderdünen auf der Nehrung nicht nur die letzten Dörfer, sondern auch die Haff-Fischerei, die Poststraße und das Memeler Tief bedrohten, beschloß die Krone Preußen ihre Festlegung. 1870 wurde der Königliche Düneninspektor Epha mit der Leitung der

Sicherungsarbeiten betraut. Anders als bislang bei den Vordünen mißlang der Versuch mit Strandhafer und Sandgräsern. So ging man zur unmittelbaren Aufforstung über: In kleinen quadratischen Feldern, begrenzt von Röhricht- und Strauchbestecken, wurden Kiefern in herangetragenem Geschiebelehm oder Haffmergel gepflanzt. Der Boden wurde mit Seetang oder Reisig gedeckt. ... Das so mühsame wie kostspielige Verfahren ließ die Pflanzen in kurzer Zeit wurzeln und so die Dünen festlegen. ... Aus Dankbarkeit nannten die beinahe verschütteten Pillkoppener (*Dorfbewohner, S.W.*) 1891 den 61 m hohen Gipfel der Düne ‚Ephas Höhe‘.“ (Wikipedia, 2019-06-14).

Der Blick über Meer, Nehrung und Haff ist überwältigend. Ich würde gerne länger hierbleiben.

Aber wir wollen noch an den Ostseestrand. Dort ist es ebenfalls traumhaft.

Ein „touristisches Hinterland“ gibt es bislang kaum. Die meisten Touristen sind Tagesbesucher. Einige wenige Ferienhäuschen sind mittlerweile entstanden. Camping- oder Zeltplätze gibt es nicht auf der Nehrung (sagt Tatjana). Diese Verlassenheit wirkt verwunschen.

2019-04-27 Jantarny (ehem. Palmnicken), „Schlosshotel“

Wir fahren nach Swetlogorsk („Stadt am hellen Berg“, ehem. Rauschen), eine Stadt mit knapp 11.000 Einwohnern, Badeort, ca. 35 km nordwestlich von Kaliningrad gelegen.

„Der Aufstieg Rauschens als renommierter Badeort begann mit dem Bau der Samlandbahn. Zunächst entstand 1900 der Bahnhof ‚Rauschen – Ort‘. Sechs Jahre später wurde auch der direkt am Meer gelegene Ortsteil ‚Rauschen – Düne‘ mit einem eigenen Bahnhof angebunden. Mit einer Seilbahn konnten die Badegäste bereits damals direkt vom Bahnhof bis hinunter an den Strand gelangen. ... Bis 1945 war Rauschen ein bekanntes Seebad und Naherholungsgebiet für die Bewohner der Stadt Königsberg (Preußen). Im Krieg wurde Rauschen im Vergleich zu anderen Orten in Ostpreußen nur sehr wenig zerstört, weshalb hier bis heute viel historische Bausubstanz aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert erhalten ist. Nach 1945 wurden die noch nicht geflohenen deutschen Bewohner vertrieben, vor allem Russen und Weißrussen wurden angesiedelt. ...

Wahrzeichen der Stadt ist ein Wasserturm aus deutscher Zeit, der heute gemeinsam mit dem Nachbargebäude ein Warmbad beherbergt. Der Wasserturm ist mit (einer) markanten Sonnenuhr ... geschmückt. Das Warmbad mit dem charakteristischen Turm wurde 1967 auf einer 16-Kopeken-Briefmarke abgebildet. Spätestens seit diesem Jahr gilt Swetlogorsk als ‚Sotschi des Nordens‘ und ist in Russland als Badeort beliebt. Hauptattraktion ist und bleibt der Ostsee-Sandstrand, der seit dem 19. Jahrhundert bis heute Ströme von Touristen und Kurgästen in den Ort lockt. Täglich besuchen mehrere zehntausend Besucher den Strand von Swetlogorsk. Rund 70.000 Kurgäste besuchen jährlich einen der Kurbetriebe des Ortes.“ (Wikipedia, 2019-06-11)

Swetlogorsk habe heute ca. 40 Kurkliniken.

Eine Eigentumswohnung könne man für ca. 60 TRUB pro qm (ca. 833 EUR) kaufen im weniger „mondänen“ Teil des Ortes in (älteren) Mehrfamilienhäusern (→ „Rauschen 1“ genannt). In „Rauschen Düne“ hingegen sehen wir moderne Stadtvillen, in denen eine Wohnung vergleichbarer Größe den dreifachen Quadratmeterpreis habe – sagt Tatjana. Welche Wohnungen bewohnt seien, erkenne man daran, dass Gardinen vor den Fenstern hingen. Das sei heutzutage das Erste, was man für die Einrichtung seiner Wohnung besorge.

Bei unserem Rundgang sehen wir etliche Häuser im Heimatstil: viele sind heruntergekommen und müssten dringend instandgesetzt werden, einige sind bereits aufwändig saniert worden. Eine kleine ehemalige Kirche wurde in eine private (!) Konzerthalle umgebaut.

Auf dem Gang durch den Ort kommen wir an der neu erbauten Stadthalle vorbei, auf die man offensichtlich sehr stolz ist (→ „Estradnyi Teatr“). Auf dem großen freien Platz davor kann man elektrisch betriebene Kinderautos ausleihen, es sind ausschließlich BMW- und Mercedes-Modelle.

Interessanter finde ich den alten Wasserturm und ehemalige Kureinrichtungen. Am Kurhaus weist man noch heute stolz darauf hin, dass Thomas Mann dort vom 29.7. bis 23.8.1929 mit seiner Frau und den beiden jüngsten Kindern einen Urlaub verbrachte. Während dieser Zeit schrieb er (im Strandkorb) „Mario und der Zauberer“. (vgl. <https://www.ostpreussen.net/ostpreussen/orte.php?bericht=1487>).

Wir besichtigen von einer Aussichtsplattform aus den Bernstein-Tagebau, nur wenige Kilometer von Jantarny entfernt.



„An der samländischen Küste wurde schon zu Zeiten des Deutschen Ordens Bernstein gesammelt. Der Orden hatte das Bernsteinmonopol, das später an den preußischen Staat überging. ... Ab 1811 wurde die Bernsteinförderung verpachtet, 1870 richtete die Firma Stantien & Becker den weltweit einzigen Bernsteintagebau ein, förderte dann aber ab 1883 ganz überwiegend Bernstein im Tiefbau in den Gruben ‚Anna‘ und ‚Henriette‘. ... Die Sowjetunion führte das Werk unter dem Namen ... ‚Russkij Jantar‘ (‚russischer Bernstein‘) weiter Seit 1976 wird Bernstein unweit der alten, nunmehr gefluteten Grube im nahe der Ostseeküste gelegenen Tagebau ‚Primorskoje‘ gefördert. ... Abgebaut wird sogenannte Blaue Erde, aus der unter Wasserdruck der Bernstein herausgespült wird. ... Mindestens 80% aller Bernsteinvorräte der Welt lagern in der Oblast Kaliningrad.“ (Wikipedia, 2019-06-17).

„Das Kaliningrader ‚Bernsteinkombinat‘, das den Abbau im russischen Baltikum monopolisiert hat, fördert im Tagebau 450 Tonnen Rohbernstein jährlich. Gleichzeitig buddeln mit Schaufeln bewaffnete Kaliningrader illegal 50 bis 150 Tonnen aus.“ (Berliner Zeitung, 11.6.19, S. 3).

Von letzterem sehen und erfahren wir natürlich nichts.

Am Rande der Aussichtsplattform ist der Eingang zur Grube ‚Anna‘ zu sehen, ob im Original oder als Denkmal nachgebaut, ist nicht klar.

Jedenfalls werden wir hier erstmals direkt mit dem „Massaker von Palmnicken“ konfrontiert: „Angesichts des Anrückens der sowjetischen Truppen wurden im Januar 1945 die ostpreußischen Außenlager des KZ Stutthof aufgelöst und die Insassen über Königsberg nach Palmnicken getrieben. Den Todesmarsch überlebten von ursprünglich über 7.000 überwiegend aus Polen und Ungarn stammenden jüdischen weiblichen Häftlingen nur etwa 3.000, die am 27. Januar in Palmnicken eintrafen. ... Der ursprüngliche Plan der SS-Wachmannschaften, die Häftlinge in einem Stollen des Bernsteinbergwerkes ‚Anna‘ einzumauern, scheiterte am Widerstand des Werkdirektors Landmann sowie des Güterdirektors und Volkssturmkommandanten (Hans) Feyerabend, der an die in der Werksschlosserei eingepferchten Frauen Kartoffeln und Essen verteilen ließ. Auch andere Einwohner versuchten, den Frauen zu helfen. Weil der Plan der Vernichtung durch Einmauern misslang, trieb die SS die Gefangenen in der Nacht zum 31. Januar an den Strand von Palmnicken und jagte sie dort unter Maschinengewehrfeuer in die Ostsee. Zehn Wochen später nahmen sowjetische Truppen den Ort ein und entdeckten die Leichen am Strand. Der Kommandeur, selbst russischer Jude, zwang die in Palmnicken verbliebene Zivilbevölkerung, die Toten aus dem Strand zu graben und in Massengräbern zu bestatten. Höchstens 15 der 7.000 Gefangenen haben dieses letzte große Massaker an Juden im Zweiten Weltkrieg überlebt. An einem Massengrab für 263 Opfer an der Grube Anna wurde 1999 ein Gedenkstein errichtet.“ (Wikipedia, 2019-06-17)

„Überliefert ist, dass ... (Hans) Feyerabend sagte: ‚Solange ich lebe, werden die Juden zu essen bekommen, keiner wird sterben.‘ Er ließ die entkräfteten Menschen versorgen. Aber er musste erkennen, dass er das Massaker nicht verhindern konnte. Am 30. Januar fand man ihn erschossen, sein Gewehr im Mund – ob es Selbstmord war, konnte bisher nicht geklärt werden. ... Im Berliner Roten Rathaus wurde Feyerabend am (24.11.2015) ... als 569. Deutscher von der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem zum ‚Gerechten unter den Völkern‘ ernannt.“ (vgl. <https://www.bz-berlin.de/berlin/mitte/hans-feyerabend-wollte-3000-juden-das-leben-retten>).

Marianne Motherby erzählt später, dass Hans Feyerabend der Großvater ihrer Halbschwestern ist. Diese hätten erst durch die Veröffentlichungen erfahren, welche Rolle ihr Großvater bei der Tragödie gespielt hat und wie er ums Leben gekommen ist. In der Familie sei das nie ein Thema gewesen.

Plötzlich erscheint mir diese schreckliche Vergangenheit sehr nah.

Auf der Rückfahrt zum Hotel steigen wir an der Steilküste aus und blicken von oben auf das Denkmal am Strand.

Am letzten Vormittag gehe ich mit einigen anderen am Strand entlang zum Ort des Schreckens. Es ist kühl und neblig, das passt zu meinem Empfinden.



Entsetzt und abgestoßen bin ich jedoch, dass direkt neben dem Denkmal für die getöteten jüdischen Frauen ein Touristen-Café-Imbiss mit Liegestühlen und Kinderspielplatz gebaut werden durfte. 50 m weiter eine Frittenbude, ein Souvenirstand – von Pietät keine Spur. Warum nur? Ich kann es mir nicht erklären.

Zum Abschluss der Reise erlebe ich einige Impressionen, wie russisch-orthodoxe Ostern begangen werden. Das empfinde ich als versöhnlichen Ausklang dieser manchmal sehr schwierigen Tage:

Am Samstag, den 27.04.19, haben die Vorbereitungen für das orthodoxe Osterfest ihren sichtbaren Höhepunkt erreicht, auch in Jantarny.

„Am Samstag nimmt man in Russland Osterbrote und Eier mit in die Kirche, um sie weihen zu lassen.“ (vgl. <https://www.russlandjournal.de/russland/feiertage/ostern/>)

Neben dem Kirchengebäude sind Tische aufgebaut, daneben stehen Frauen des Ortes und haben vor sich je Körbe mit Gebäck, gefärbten Eiern, auch Kerzen und Blumen. Es ist eine Stimmung feierlicher Erwartung. Zwar bin ich die einzige Touristin, die sich alles aus der Nähe ansieht, aber als ich freundlich grüße, erhalte ich sogar die Erlaubnis zu fotografieren. Ich gehe in die Kirche, den Kopf mit einem hellen Tuch bedeckt. Drinnen ist es düster. Nirgendwo steht eine Sitzgelegenheit. Es ist ein ständiges Kommen und Gehen von Menschen.

„In der Russisch-Orthodoxen Kirche wird die Osternacht auf eine besondere Weise zelebriert. Schon am Samstagabend versammeln sich festlich gekleidete Menschen in noch dunklen Kirchen, die eine düstere Welt ohne das Licht des Glaubens symbolisieren. Früher hat man geglaubt, dass die Teufelskreaturen in der Nacht vor Ostern besonders böse wurden. Nach dem Sonnenuntergang trauten sich die Leute nicht mehr auf die Straße, weil sie in jeder Katze eine Hexe und in jedem Hund einen Teufel sahen. Die Kirche war dagegen ein sicherer Zufluchtsort. ... Zu Anfang der Ostermesse tragen ... die Geistlichen weiße Gewänder Die weiße Farbe ist ein Symbol dafür, dass die Trauer und die härteste Fastenzeit im Jahr vorbei sind. Die russisch-orthodoxen Gläubigen versammeln sich in Gotteshäusern und warten auf das Wunder. Viele Menschen kleiden sich auch in Weiß oder bedecken den Kopf mit weißen oder roten Tüchern. ... Um Mitternacht verkündet das Glockenläuten die Auferstehung Christi. Die Priester gehen mit dem Kreuz und den Kerzen zum Altar. Sie ziehen singend durch die (Kirche) und dann draußen um sie herum. Die Menschen zünden ihre Kerzen an und folgen der festlichen Prozession. Die (Kirche) füllt sich mit Licht und Freudengesang. Der vollstimmige Chor ersetzt in der Russisch-Orthodoxen Kirche die Orgel und schafft eine ganz besondere Atmosphäre. Nach dem Rundgang geht die Messe in der (Kirche) bis zum Morgengrauen weiter. Manche haben Schwierigkeiten, die stundenlange Messe auszuhalten, weil es in orthodoxen Kirchen keine Bänke gibt.“ (ebenda).

Natürlich erlebe ich nicht dies alles. Als ich am Spätnachmittag in die Kirche gehe, wird es zunehmend dunkler, eine Wolkenwand zieht auf. Ich gehe noch rasch zum Dorfladen, um Wodka („Beluga“) zu kaufen. Bereits auf dem kurzen Fußweg zum Hotel beginnt das Gewitter, es regnet in dicken Tropfen. Ich muss wieder an der Kirche vorbei, wo man in Windeseile alle Tische mit Ostergaben ins Innere trägt.

„Der Gottesdienst endet am frühen Morgen mit einem Gang um das Kreuz. ... schließlich fordern die Priester alle auf, sich zu umarmen, sich zu küssen und sich gegenseitig zu verzeihen. ... Der Ostersonntag beginnt bei vielen russischen Familien mit einem gemeinsamen Frühstück. Die Festtafel wird mit frischen Blumen, Weidensträußchen, und natürlich mit gefärbten Eiern dekoriert. Das Osterbrot, den Quarkkuchen Paßcha und Ostereier gibt es nur zu Ostern. Auf dem Tisch stehen all die Speisen, die während der 48

Tage des Großen Fastens verboten waren: Wurst, Schinken, Käse, Milch etc. Wer es sich leisten konnte, servierte früher 48 Gerichte, passend zu der Anzahl der Fastentage.“ (ebenda).

2019-04-28 Jantarny „Schlosshotel“

Genau das finden wir auch alles auf unserem letzten Frühstücksbuffet vor. Leider verstehe ich es erst im Nachhinein, vor Ort hat uns niemand etwas erklärt.

Als wir später in der Hotellobby auf unseren Airport-Transfer warten, werden bunte Eier, Osterbrot und ein Sträußchen Blumen unaufgefordert vor uns hingestellt. Wir fühlen uns freundlich verabschiedet.



„Nach dem alten Glauben soll man das Festessen mit seinen Nächsten teilen. Deswegen gehen sich viele nach dem Frühstück gegenseitig besuchen, tauschen Eier und kleine Osterbrote aus. ... An Ostern ist es in Russland üblich, zu den Friedhöfen zu gehen und den Verstorbenen Eier, ein wenig Brot und Bier zu bringen. So lässt man sie auch an den Feierlichkeiten teilhaben. Es heißt, dass dieser heidnische Brauch in der Sowjetzeit wieder populär wurde. In der UdSSR waren Religionen verboten. An Ostern konnten die Menschen nicht in die Kirchen gehen und gingen stattdessen zu den Friedhöfen. Die russisch-orthodoxe Kirche trennt aber frohe Tage und Trauertage. Ostern ist ein fröhliches Fest und soll von der Trauer um die Verstorbenen nicht überschattet werden. Den Friedhof sollte man also an dem dafür vorgesehenen Tag besuchen. In der russisch-orthodoxen Tradition ist es der Dienstag nach Ostern.“ (<https://www.russlandjournal.de/russland/feiertage/ostern/>).

Mein Fazit nach zwei Monaten:

Diese Reise war gleichermaßen interessant wie belastend. Ich empfand sie wie ein zehntägiges Hardcore-Training zur Erhöhung meiner mentalen Frustrationstoleranz: So investitionsbedürftig und abgehängt von Europa hätte ich die Kaliningrader Oblast nicht vermutet. Der Reichtum an kulturellem Erbe und technischem Fortschritt, den es in dieser Region vor dem Zweiten Weltkrieg gab, hat mich überrascht. Nur schemenhaft vermag ich mir vorzustellen, wie sowohl ehemaligen „Ostproußen“ als auch heutigen „Westrussen“ zumute sein mag, wenn sie sich mit den historischen Ereignissen des 20. Jahrhunderts in dieser Region auseinandersetzen – oder dies eben gerade nicht tun (wollen).

In dieser „Gemengelage“ Kants philosophisches Werk, sein Wirken in Königsberg und dessen praktische Bedeutung für die Gegenwart (allgemein-) verständlich zu kommunizieren – das halte ich für ein sehr schwieriges Anliegen. Ich meine, verstanden zu haben, dass heutige Bewohner der Kaliningrader Oblast oftmals ganz anders „ticken“, als es aus westeuropäischer Sicht (psycho-) logisch erscheinen würde.

Das müssen wir immer im Hinterkopf haben, sonst werden uns vor Ort diejenigen nicht zuhören, die wir erreichen wollen.

Sibylle Wolff
Berlin, August 2019